X ~~Atto~~ 118

2121 6 5789

56

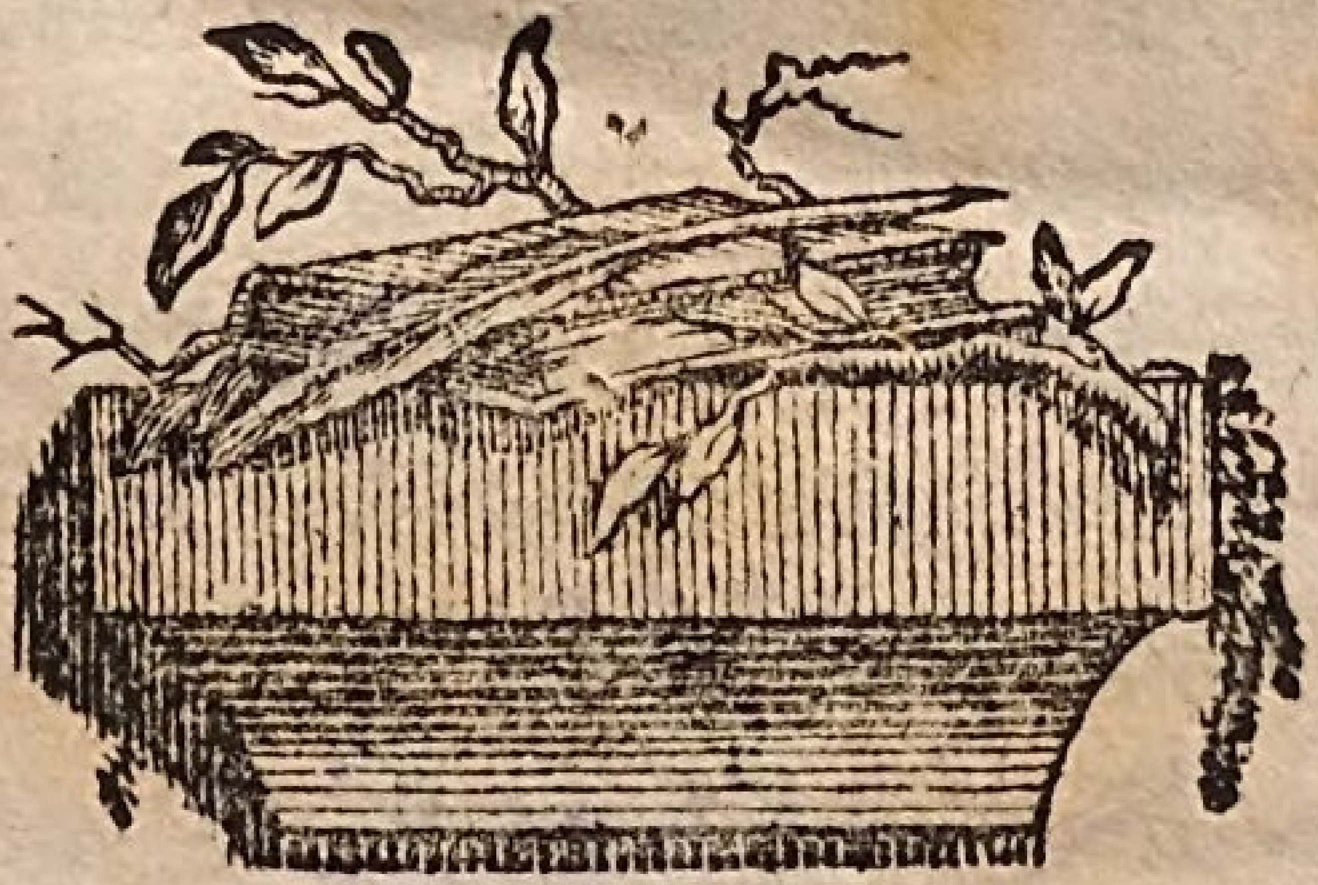
Coburger
Landes-
Bücherei

Der Wittwer zweyer Frauen

nach Imbert

von

Schulz.



Berlin, 1788.
bey Siegismund Friedrich Hesse.

Coburger
Landes-
Bücherei

Vorerinnerung.

Imberts Egaremens de l'Amour schienen mir ein Buch zu seyn, das einer Uebertragung auf deutschen Grund und Boden wohl werth wäre. Genau übersetzen wollte ich es nicht, weil ich überzeugt bin, daß die französischen Romane durch die Bank zu französisch sind, als daß das Gros der deutschen Leserwelt, von welchem man keine genaue Kenntniß des physikalischen und moralischen Lokale von Frankreich verlangen kann, so viel Geschmack an denselben finden sollte, als an einem Roman mit deutschen Charakteren, Empfindungen, Handlungen und Sitten.

Um also ein angenehmes Lesebuch für Deutsche aus Imberts Werk zu machen, habe ich mir eine Freyheit erlaubt, die sich die Franzosen selbst mit ausländischen Werken, die sie ihrer Nation genießbar machen wollen, ohne Anstand erlauben: ich habe den Schauplatz der Geschichte nach Deutschland verlegt; die Helden und Heldinnen deutsch handeln und sprechen, und besonders die letztern etwas weniger schwatzen lassen: kurz, ich habe aus Zwey französischen Bänden Einen deutschen gemacht, und bin doch dem Franzosen nichts schuldig geblieben, als etwa zehn Bogen Geschwätz, einen Bogen **Duell** und zwey Bogen **Todesfall**: denn bey ihm stirbt der Held, nachdem er vorher eine Art von Predigt, man sieht nicht, an Wen, gehalten hat: aber ich hoffe diese Schuld mit dem Dank der deutschen Leser und Leserinnen bis auf den Sou abtragen zu können.

Berlin, im August 1787.

Friedrich Schulz.

I. Jo-

I.

Josephe an Albertinen.

Dein Herz ist nicht ruhig, Albertine! Du willst es vor mir verbergen, aber dies Bestreben bestätigt meinen Verdacht. Du kannst Dich nicht verstellen, und wirst es nie lernen. Deine Zurückhaltung kann meine Freundschaft beleidigen, aber nicht hintergehen. Wie, Du hast Geheimnisse für Deine Josephe? Bin ich nicht Deine Schwester; noch mehr, bin ich nicht Deine Freundin? — Oder glaubst Du, mich durch die Entdeckung Deines Kummers zu betrüben?

Ich bitte Dich, Albertine, gestehe mir die Ursache Deiner Trostlosigkeit. Eine Liebe, die stark genug war, sich über alle andre Verhältnisse hinwegzusetzen, verband Dich mit Donauweil; ward Dein Gemahl — — Verzeihe, Albertine, meiner Ahndung: sollte Hymen Dein Herz verändert haben? Sollte das Band, das Du zu knüpfen so eifrig wünschtest, Dir drückend geworden seyn? — Dein innerer Harm entspringe woraus er wolle: erröthe nicht, ihn mir zu entdecken. Fürchte keine Vorwürfe, Albertine, sondern rechne auf die herzlichste Theilnehmung Deiner Freundin. Ich dringe auf ein Geständniß mit dem Ungestüm beleidigter Freundschaft. Du hieltest mich sonst Deines Vertrauens würdig, und warum jetzt nicht mehr? Ich liebe Dich wie vorher, aber Du nicht mich, Unbarmherzige. Ich bitte Dich, Albertine, trockne diese Thränen, die Deinetwegen fließen!

II.

Albertine an Josephen.

Was sagst Du, Josephe? Welch eine Lästerung entfloß Deiner Feder! Wie, ich sollte aufhören meinen Gemahl zu lieben? Es war Dir nicht ge-

nug,

lung, daß Du meinen Versicherungen nicht glaubtest, Du hältst mich noch dazu eines Verbrechens fähig? — Nein, ich liebe ihn, ich fühle, daß ich ihn ewig lieben werde! Wollte Gott daß – – Ich sage dir, liebe Schwester, mich drückt kein Kummer; im Namen unserer Freundschaft, beschwöre ich Dich, dringe nicht länger in mich, wegen eines Geheimnisses – wovon ich nichts weiß. Ich liebe Donauweil – ja, ich liebe ihn – Hymen hat meine Liebe zu ihm vermehrt. Gott, der das Innere der Herzen kennt, ist Zeuge, daß ich mich keiner Untreue gegen ihn schuldig gemacht habe. Verbanne also Deine Besorgnisse: Ich bin ruhig, ich bin glücklich. Ein Herz, das von Freundschaft durchdrungen ist, besorgt und fürchtet immer: Du glaubtest vielleicht bey Deinem letzten Besuche weniger Ruhe und Zufriedenheit in meinen Augen zu lesen: dies war genug, Dich zu beunruhigen. Es ist wahr, daß meine Freude täglich stiller und sanfter wird; aber es ist auch wahr, daß die spätern Jahre immer nach und nach jene Heiterkeit mildern, die in frühern Jahren so oft zu lautem Entzücken wird. Dies ist die wahre Ursache meiner gemäßigtern Freude, die Du für das Kind geheimer Unruhe gehalten hast.

Oder sollte ich, bey unserer letzten Zusammenkunft, weniger offen, weniger vertraulich gewesen seyn, und dadurch Ursach zu Deinem Verdacht gegeben haben; so verzeihe mir diese Beleidigung, Josephe: sie war gewiß nicht vorsätzlich! Auch ich verzeihe Dir, und Du hast mich tief beleidigt! — Ich sollte meinen Gemahl nicht mehr lieben! heisse Thränen hat mir diese Beschuldigung gekostet! Lebe wohl, Freundin.

III.

Josephe an Albertinen.

Verzeihung, Albertine, Verzeihung! Mein Herz mißbilligte meinen Verdacht in dem Augenblicke schon, wo ich ihn niederschrieb. Aber nichts kann meinen Entschluß wankend machen: Deine Bitten nicht, auch nicht Deine Drohungen. Ich lasse Dir Dein Geheimniß nicht: Ich will es Dir abdringen. Die Gründe, womit Du meine Unruhe zu zerstreuen suchtest, haben sie vermehrt. Wie hängen Deine Jahre mit Deiner Traurigkeit zusammen? Zwanzig durchlebte Jahre sollten Deine Heiterkeit mildern können! Aber es ist auch nicht Mangel an Heiterkeit, was mich an Dir beunru-

unruhigt: es ist wahre Traurigkeit, es ist Melancholie.

Wie schlecht vertheidigst du dich, Albertine! Die Erfindungen Deines Verstandes werden durch die Unverstelltheit Deines Herzens so unwahrscheinlich gemacht! Aber bey mir, Albertine, bey mir willst du anfangen, Dich in der Verstellungskunst zu üben? durch welch ein Verbrechen habe ich meine Rechte auf Deine Freundschaft und Dein Zutrauen verloren. Nicht der Umstand soll für mich sprechen, daß wir Kinder Eines Vaters sind: nicht Deine Pflicht, soll mir bey Dir das Wort reden, sondern Dein Herz. Ich könnte wider Deinen Willen enge mit Dir verbunden seyn; denn Schwestern wählt man nicht, aber Freundinnen wählt man: als Deine Freundin also will ich Dein trauriges Geheimniß wissen, als Freundin dringe ich darauf. Kennst Du ein Herz, das sich zärtlicher für Dich interеßirt: so schütte in dieses Deinen Kummer aus, ich bin es zufrieden; aber wenn meine Liebe zu Dir immer gleich feurig, rein und vorwurfsfrey war; so fordre ich jetzt den Lohn dafür; ich dringe auf diesen Lohn! Lebe wohl.

IV.

Albertine an Josephen.

Du hast gesiegt, Josephe! Hier ist mein Herz mit allen den Kümmernissen, die ich Dir verbergen wollte, um Dich nicht vielleicht ohne Grund zu betrüben. Ich habe nicht Angaben genug, um Dir zu beweisen, daß ich gegründete Ursachen zum Kummer habe, aber doch genug, um unglücklich zu seyn. Vielleicht wird mein Geständniß Dich wider mich aufbringen: Du wirst mir sagen, ich härmte mich ohne Grund; ich wäre sehr sinnreich mich selbst zu peinigen; ich wäre unbillig, ungerecht — aber Du willst, ich soll reden, und ich rede:

Du sahst den Grafen Donauweil, den liebenswürdigsten jungen Mann dem Körper und der Seele nach; Du sahst ihn in feuriger Liebe zu mir entbrennen; Du sahst, mit welchem Eifer er auf eine Verbindung drang, die seine und meine Wünsche krönen sollte; Du sahst mit welchem Entzücken, mit welcher flammenden Dankbegierde er meine Hand vor dem Altar annahm; Du sahst ihn, wie er noch nach unsrer Vermählung alles anwandte, meine errungene Liebe zu erhalten

halten — — und dieser Donauweil ist seit einigen Tagen — — was soll ich sagen? Ich finde ihn seit einigen Tagen nicht mehr so sorgsam, so traulich; seine Aufmerksamkeit dünkt mich erzwungen, und nicht mehr Aufmerksamkeit der Liebe zu seyn. Ich weiß nicht, ob diese Liebe durch den Besitz erkaltet, oder ob sie auf einen andern Gegenstand übergegangen ist — Gott, welch eine schreckliche Vorstellung! O, Josephe, ich kann mich nicht einen Augenblick ohne Thränen bey derselben aufhalten! Wenn es wahr wäre — o, ich würde — — sterben würde ich.

Tausendmal bin ich im Begriff gewesen, mich ihm zu Füßen zu werfen, und ihm meine Unruhe zu entdecken; aber immer fehlt' es mir an Muth und Worten. Ich fürchte, ihn zu beleidigen, statt ihn zu mir zurück zu führen. Du weißt, was für eine Uebergewalt er über mich hat; Du weißt, daß eine Art von Furcht meiner Liebe beygemischt ist, oder vielmehr, daß das Uebermaaß meiner Liebe mich furchtsam macht: lange werde ich mich über ihn beklagen, ohne es ihm merken zu lassen — und diese Aufklärung, die ich so sehr wünsche, wenn ich sie endlich erhalte, wird sie mir nicht das Leben kosten? Ich kenne meinen Gemahl: er ist

zu stolz, um Empfindungen zu heucheln, die er nicht hat, und zu heftig, um Empfindungen zu verläugnen, die er wirklich hat.

Dies ist der Zustand meines Herzens, Josephe! Du wirst mir sagen, ich verlangte zu viel, wenn ich eine Liebe, die mehrere Jahre so heftig glühete, immer noch mit gleicher Stärke fortdauren sehen wollte – aber dies verlange ich nicht, Josephe, wenn ich es gleich hofte.

O, hüte dich, Josephe, mir zu sagen, daß er mir treu ist, daß seine feurige Liebe sich nur in eine weniger laute und brausende Empfindung, die eben darum dauerhafter wäre, verwandelt habe – o, auch in diesem Falle würde er mich nicht mehr lieben; und dieser Gedanke ist mir unerträglich! – Es ist grausam, nur ruhig geschäzt zu werden, wenn man lange so heftig ist geliebt worden – wenn man selbst noch so heftig liebt. Aber ach, diese ruhige Achtung, diese stille Hochschäzung – ich erschrecke vor diesem Gedanken! – wenn mir auch diese verweigert würde? O Gott!' – lebe wohl, Josephe, Du siehst die Verwirrung meines Kopfes und Herzens – lebe wohl!

V.

Graf Donauweil an den Baron von Salbach.

Wenn Du mich seit einigen Tagen nicht gesehn hast, mein lieber Salbach, so hast Du dies einer Angelegenheit zuzuschreiben, die meinen Kopf wie mein Herz gleich stark beschäftigt: Vorgestern sah ich im Augarten – was soll ich sagen? eine Schönheit, einen Engel, ein Wunder aller Reitze. Ich kann Dir kein Gemählde von ihr geben; ein Blick, den sie mir von ungefähr zuwarf, drang wie ein Blitzstrahl in mein Herz. Ich folgte ihr, meiner selbst mir unbewußt, durch alle Alleen, bis sie endlich mit einer ältlichen Dame in ihren Wagen stieg. Sie fuhr – o, nicht nach der Stadt, sondern aufs Land, vermuthlich weil sie jetzt dort wohnt, oder weil sie jenen Abend zu einer Landparthie bestimmt hatte. Ich habe sie nicht wiedergesehen seit dieser Zeit, und mein Franz, dem ich, ihren Auffenthalt zu erforschen, aufgegeben habe, ist noch nicht so glücklich gewesen, ihn zu entdecken. Unterdessen schmachte ich, brenne ich, werde ich von tausend Wünschen und Gefühlen gefoltert und umher getrieben. Ich se-

ße mich auf, wenn dies noch länger so dauert, ich jage als irrender Ritter hinein in die Welt, bis Zufall oder Liebe, mich zu den Füssen meiner Dame leiten. Wirklich, Salbach, mein Zustand ist gewaltsam. Ich bitte Dich, geh nie wieder im Augarten spatzieren!

VI.

Salbach an Donauweil.

Was für einen Brief hast Du mir geschrieben, Donauweil! Er hat mich um einen großen Theil der hohen Bewunderung gebracht, die ich seit einiger Zeit für Dich fühlte. Zwey Jahre hindurch ein zärtlicher, treuer Ehemann zu seyn: das war herkulisch, das war mehr als Heroismus. Ich war schon Willens, zur Erbauung der Stadt Wien, Deine Geschichte auszuarbeiten und drukken zu lassen.

Jetzt da Du wieder da bist, wo wir andre Sterblichen sind, jetzt kann ich wieder freundschaftlich mit Dir reden. Wirklich, ich bin über diesen kleinen Sturm nicht so sehr erstaunt, als über die lange Windstille, die an Deinem Ehestandshimmel herrschte. Donauweil getreu! Du getreu! Ueber

der zwey Jahre getreu! einer Frau getreu! — zwar weiß ich, daß Albertine reitzend ist; aber ich weiß auch, daß Du Donauweil bist, das heißt: der flattersinnigste Sterbliche unter der Sonne.

Vorwürfe werde ich Dir über diesen kleinen Seitensprung nicht machen: ich würde Dir sogar wegen Deines Abentheuers Glück wünschen, wenn mich nicht die Gestalt, die es unter Deinen Händen bekommen dürfte, im Ernst beunruhigte. Sey immerhin untreu, nur begehe keine Narrheiten. Immer bleib die erste Person im Stück und hüte Dich vor der zweyten Rolle. Meine Reise nach Frankreich, und mein Umgang mit der Welt, haben mich in den Stand gesetzt, die Wörter: Treulosigkeit, Verrätherey, Bosheit, welchen die Weiber einen so ernsthaften Sinn unterlegen, nach ihrem wahren innern Gehalt zu würdigen: ich weiß, was Leute unsers Standes für Begriffe damit verbinden müssen. Nur muß man dabey den Wohlstand nie kränken. Ein artiger Mann kann ein Weib betrügen; aber er muß sich so dabey nehmen, daß sie ihm bey zwanzig Treulosigkeiten, nicht Einen gegründeten Vorwurf machen kann. Die Decenz, Donauweil, ist unsere Prima Donna, der wir nie ungetreu werden dürfen!

fen! Merk Dir diese Sentenz, und nimm sie zu Deinem Wahlspruch!

VII.

Donauweil an Salbach.

Ich habe sie gesehen, Salbach, ich habe sie gesehen! Sie war tausendmal schöner als damals, wo ich sie zuerst im Augarten sah; so schön, daß ich sie auf den ersten Blick nicht wieder kannte. Ich sah sie schon, und suchte sie noch. Ihr Anblick machte solch einen gewaltsamen Eindruck auf mich, daß ich eine Untreue an ihr begangen zu haben fürchtete; als ich aber näher kam, entdeckte ich, daß nur sie selbst mich zu einer Untreue an ihr verleiten konnte.

Daß Du dies Wunder von Schönheit und Verstand nicht gesehen hast! Aber nur sehen ist zu wenig, auch hören muß man sie! Ich habe sie gesehen und gehört, aber ihr noch nichts von meiner Liebe sagen können. Ich traf sie durch einen Zufall in einem Hause, wo ich freyen Zutritt habe; aber ich war beständig von überlästigen Zeugen umlagert: ich muste schweigen. Welch eine peinliche Lage für mich, Salbach! Ich wollte

meine Liebe den Beobachtern um mich verbergen, und wollte sie doch der entdecken, die sie mir einflößte! Es gelang mir; ich brach bis zu Sophien durch! Ich muß glücklich seyn, oder – – ich weiß nicht, was aus mir werden wird! Nie habe ich empfunden, was ich für dies göttliche Mädchen empfinde. Ich werde an sie schreiben, Salbach! thu ein Gelübde für mich an den kleinen Heiligen – Amor!

VIII.

Donauweil an Sophien.

Haben Sie in meinen Augen gelesen, reitzende Sophie? Haben diese Ihnen gesagt, was Ihnen mein Mund nicht sagen konnte? Hat Sie der Vorwand, der mich zu Ihnen führte, haben die Worte, die ich Ihnen sagte, Sie eben so irre geführt, wie die weiblichen und männlichen Argus, die uns umgaben? Oder erkannten Sie meine Liebe unter dem Schleyer, worein sie sich gehüllt hatte? – Ja, Liebe war es, reitzende Sophie, die mich zu Ihnen führte, die aus mir sprach. Eine Flamme lodert in meinem Innern – Sie haben sie angefacht, und es steht nicht mehr in Ihrer

Gewalt, Sie zu unterdrücken. O, es wurde mir schwer, so viel Liebe zu verbergen; und hundertmal war ich im Begriff, Ihnen zu Füssen zu stürzen! – Erinnern Sie Sich noch des Sonntags, wo Sie im Augarten waren? Da war es, wo ich Sie zuerst sahe! Da machte mich ein Blick von Ihnen auf ewig zu Ihrem Sklaven. O, wenn ihr Auge mein Geheimniß entdeckte, reitzende Sophie, wenn Sie damals in meinem Herzen lasen: haben Sie da seine Huldigungen nicht verschmäht? Antworten Sie mir hierauf, ich beschwöre Sie! Zwey Worte von Ihnen, werden mir Leben oder Tod mitbringen. O, wenn es ein Verbrechen war, Sie zu lieben, so habe ich dies Verbrechen, durch die Quaal der Ungewißheit, schon zehnfach abgebüßt.

IX.

Donauweil an Sophien.

Sie haben mein Billet erhalten, reitzende Sophie, und antworten mir nicht? Ist es Unwillen, oder Verachtung, was Sie zu schweigen zwingt? O, wäre dies der Fall, so schweigen Sie noch länger! halten Sie den Bescheid noch länger zurück,

wovon der Gedanke schon mein Innerstes erschüttert! Lassen Sie meiner Liebe noch einen Augenblick ihre süße Täuschung!

Aber, was sage ich, Sophie – nein, ich würde diesen Zustand nicht ertragen können! Lindern oder vergrößern Sie meine Quaal: ich bitte und beschwöre Sie darum! Wenn ihr Herz auch gegen die Liebe unempfindlich ist, kann es doch nicht gegen Mitleid unempfindlich seyn.

X.

Sophie an Donauweil.

Ich muß Ihnen also antworten, Herr Graf. Andre würden Sie mit Stillschweigen quälen, oder ihren Unwillen sprechen lassen; aber ich will Ihnen schreiben, ich will Ihnen ohne Unwillen antworten. Doch eh ich von Ihrer Liebe spreche, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ein paar Worte von mir selbst sagen darf: Ich bin eine gebohrne Berlinerin. Mein Vater war sehr reich; aber ein Zusammenfluß von Unfällen machte ihn arm, während ich noch in der Wiege lag. Er überlebte sein Unglück nicht lange. Ich kam nach Wien,

zu einer Verwandte, die mich an Kindesstatt aufnahm: durch sie lebe ich, von Mangel und Ueberfluß gleich weit entfernt, ohne Geräusch und Pracht. Da ich nie Reichthum besaß, so wird es mir sehr leicht, seiner zu entbehren. Sie sehen also, Herr Graf, wie wenig ich vom Glück erwarte; aber Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Muth und Stolz genug habe, es zu verachten.

Ich läugne nicht, daß ich in Ihren Augen gelesen habe; aber in Ihrem Herzen konnte ich nicht lesen. Bestreben zu gefallen, ist oft sehr weit von Liebe entfernt. Ihr Rang und Ihre Reichthümer spiegelten Ihnen vielleicht eine bequeme Eroberung an mir vor; und dieser Irrthum könnte Sie leicht zu weitern Fortschritten ermuntern; deßhalb muß ich Ihnen diese Mühe ersparen. Ehrgeitz kenne ich nicht; nur Liebe kann mich gewinnen. Wenn es Ihnen gelingt, mein Herz zu rühren, so werde ich immer noch des Ihrigen wegen in Sorgen stehen! Ich will mich nie zum Spiel einer flüchtigen Liebhaberey machen; ich will nicht den Fehltritt eines Augenblicks mein ganzes Leben hindurch beweinen.

Ich glaube nicht an Ihre Liebe — ich will auch nicht, daß Sie mich davon überzeugen.

Sie

Sie sollen nicht mehr an mich schreiben, und ich will Ihnen nicht mehr antworten. Doch glauben Sie nicht, daß ich Sie einem Nebenbuhler aufopfere: ich bin frey und will es seyn.

XI.

Donauweil an Sophien.

Nein, Sophie, nein, ich kann nicht schweigen; ich kann meine Liebe nicht verläumden lassen. Was ist Ihre Absicht dabey? Wollen Sie Ihre Gleichgültigkeit dadurch rechtfertigen? O, wenn meine Liebe Ihneu mißfällt, so bürden Sie mir nur dieses, und keine andre Verbrechen auf. Ungerecht, unerbittlich können Sie seyn, hassen können Sie mich: aber glauben müssen Sie, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete.

Sie fürchten, das Spiel einer flüchtigen Liebhaberey zu werden? O, wie wenig kennen Sie die Gewalt der Reitze, die mich an Sie fesselten. Wissen Sie, daß es mir eben so unmöglich ist, Sie nicht zu lieben, als Ihnen, nicht mehr Sie selbst zu seyn? Was sagen Sie von meinem Rang und Reichthum? Meinen Rang habe ich durch

Sie verlohren: Sie sind meine unumschränkte Gebieterin; mein Reichthum gehört nicht mir, sondern Ihnen: denn die Liebe muß gut machen, was das Schicksal verdarb.

Aber fort Rang und Reichthum: mein Herz will nur sich selbst alles danken! Wenn das, was mich umgiebt, Ihre Augen und Wünsche gefesselt hat, so erröthe ich über diese demüthigende Nebenbuhlerschaft: ich würde, wenn ich es gestehen darf, eifersüchtig auf meinen Rang und Reichthum seyn, weil sie ihr Herz mit mir theilten.

O Sophie, Hofnung, nur Hofnung geben Sie mir! Wenn Ihr Herz noch frey ist, wenn Sie einen Ueberwinder wählten, so würden Sie den Zärtlichsten, den Getreuesten wählen: dieser wäre ich – – Verzeihen Sie mir, Sophie, diesen süssen augenblicklichen Traum. – O, verbieten Sie mir nicht, Sie zu sehen und an Sie zu schreiben; und glauben Sie, daß die grausamste Strenge meine Liebe nicht auslöschen kann.

XII.
Sophie an Donauweil.

Sie wollen es, Herr Graf: und ich glaube an Ihre Liebe. Aber ich muß sie darum nicht weniger bekämpfen: sie wird uns beyde unglücklich machen. Sie wissen nicht, unter welchen Bedingungen ich mein Herz weggebe; Sie wissen nicht, was ich von dem Ihrigen verlange, wenn ich es annähme: Ich würde unumschränkt darinn herrschen, ich würde es ganz ausfüllen: kurz, ich würde geliebt seyn wollen, wie ich selbst liebe! Ich weiß, daß diese Art von Liebe eine Tyrannin ist; und in dem Zeitalter, das wir leben, gehört mein Herz dazu, um nicht davor zu erschrecken! Deshalb, Herr Graf, wollte ich mich wider die Liebe waffnen. – Sie sehen meine Aufrichtigkeit; aber daß sie Ihnen keine Waffen wider mich in die Hände giebt!

Wenn Liebe mich an Sie zöge, so würden früh oder spät Unbeständigkeit und Kälte mein Lohn seyn. Und was sollte dann aus mir werden! Ich kenne meine Kräfte: es würde mir gelingen, meine Ketten zu zerbrechen; Ihnen, mit noch flammender Liebe im Herzen, auf ewig zu entsa-

entsagen; aber dennoch würde mich der Gram, geliebt gewesen zu seyn, und nicht mehr geliebt zu werden, so lange ich lebe, peinigen. Diese schrecklichen Quaalen ersparen Sie mir. Unterdrücken Sie eine Liebe, die Ihnen heftiger deucht, als sie ist. Es wird Ihnen leichter seyn, sie zu unterdrücken, als mir, sie zu erwiedern.

XIII.

Donauweil an Sophien.

Sie verbieten mir, zu lieben, unerbittliche Sophie, und meine Liebe wird heftiger dadurch; Ihr letzter Brief sollte mein Herz heilen, und hat es auf ewig unheilbar gemacht. Wie, Sie zeigen mir ein Herz wirklich, wie ich es mir idealisirte, und wollen zugleich, daß ich diesem Herzen entsagen soll? Sie geben mir einen Vorschmack des Entzückens, welches Ihre Liebe im Gefolge haben würde, und befehlen mir zugleich, daß ich gleichgültig bleiben soll. Kann der Himmel zwey so gleiche Herzen gebildet haben, damit Sie sich fremde bleiben! Ja, ich war für Sie gebohren, Sophie; es ist mir, als ob mir der Himmel bey meiner Geburt zugerufen hätte: Für und mit Sophien

sollst

sollst du leben! – Und doch ist mein Herz schon seit Jahren der Liebe fähig gewesen, und erst seit zwey Monaten glühet es für Sophien! O, wie viel verlohrne Zeit! Ich beschwöre Sie, Sophie; entziehen Sie mir nicht länger dies mir bestimmte Glück. Ein Wort von Ihnen macht einen Glücklichen in der Welt mehr: und dies Wort wollen Sie nicht aussprechen? Ein Herz, das der Freundschaft, der Menschlichkeit, allen schönen Empfindungen und Tugenden offen steht, solte für die Liebe allein verschlossen seyn?

XIV.
Albertine an Josephen.

O, Josephe, meine Furcht war nur zu gegründet! Donauweils Herz ist für mich verlohren! also alles verlohren! Er ist immerfort in Gedanken, aber nicht in Gedanken an mich! er ist fast nie zu Hause, und wenn er zurück kömmt, spricht er kaum ein Wort mit mir, sieht er mich kaum! Gestern traf er mich unerwartet mit meiner Fanny in seinem Zimmer. Ich hatte das Kind auf dem Schooß, und sah es mit traurigem Nachdenken an. Wirst Du es glauben, Josephe? Er wollte

wieder zurück als er mich erblickte. Donauweil! rief ich mit nassen Augen: Deine Tochter — — ich reichte sie ihm dar. Er kam zurück, schloß das Kind in seine Arme, küßte es und — verließ das Zimmer, ohne mir ein Wort zu sagen. Ich nahm Fanny, und neigte mich mit stummen Schmerz über sie hin.

O, Josephe, welch eine Quaal für ein fühlbares Herz, verachtet zu werden von dem, den man liebt! Ich glaubte nicht, so früh diese Erfahrung zu machen! Du weißt es, Josephe, wenn man liebt, glaubt man nie aufhören zu können; ich schloß von meinem Herzen auf Donauweils Herz. O, wie theuer muß ich diesen Irrthum bezahlen!

Und doch, Josephe, und doch fürchte ich, ihm merken zu lassen, daß seine Undankbarkeit mich betrübt. Ich verberge meine Thränen; ich unterdrücke meine Seufzer. Ach, Josephe, vielleicht würden meine Vorwürfe ihn nicht rühren. Wenn ich unter seinen Augen seufzte, wenn ich weinte: er würde vielleicht meine Seufzer nicht verstehen, er würde meine Thränen nicht sehen! Er macht mich unglücklich, und wird es nicht gewahr.

Ich

Ich bitte Dich, Josephe; Du kennst mich, ich lebe unter Deinen Augen: sage mir, habe ich mich gegen ihn vergangen, verdiene ich seine Gleichgültigkeit? Oefne mir die Augen über mich selbst; verbirg mir mein Verbrechen nicht, wenn Du es weißt: ich will es abbüssen, ich will seine Verzeihung zu erringen suchen: Donauweil ist kein Barbar!

Aber, wenn ich ihn ohne mein Wissen beleidigt hätte, so würde ich in seinen Augen Unwillen und Verdruß lesen; und ich lese nichts darin, als Verachtung: ja Verachtung, Josephe. O, so ist es, ich kann nicht länger daran zweifeln. Als mich gestern unter seinen Augen diese peinliche Vorstellung ergriff, fühlte ich heisse Thränen auf meinen Wangen zittern; um sie zu verbergen nahm ich meine Fanny, und drückte meinen Mund auf den ihrigen. Mein Herz pochte gewaltsam; ich wollte sprechen, aber Seufzer unterdrückten meine Stimme. Ich richtete meine Klagen an Fanny – die sie nicht verstand. Fanny, sagte ich, Fanny, meine Tochter – – (ich zitterte gewaltsam bey diesen Worten) möchte Dich der Himmel vor einer unglücklichen Liebe bewahren! Dich nie der Quaal aussetzen – zu lieben und nicht

wieder

wieder geliebt zu werden! Dein Gemahl — Bey diesen Worten hatte ich Muth genug, den Grafen anzusehn. Er schien unruhig zu werden: mit verstöhrtem Gesicht nahm er die Hände meiner Fanny zwischen die seinigen und verließ das Zimmer. — Dies, Josephe, dies wäre der Augenblick gewesen, wo er mir meine Vergehungen hätte vorhalten können, wenn er mich einer schuldig gewußt hätte. Aber er machte mir keine Vorwürfe. Vielleicht, daß er sich selbst in diesem Augenblicke Vorwürfe machte. Vielleicht, daß er die innere Stimme, die ihn laut anklagte, nicht unterdrücken konnte. Diese Stimme wird mich an ihm rächen; aber ach! seine Liebe — kann sie mir die wiedergeben!

Komm, Josephe, eile an meine Brust, tröste und beklage mich! Wenn ich als ein Schlachtopfer der Liebe sterbe, so sollen doch wenigstens die Thränen der Freundschaft um mich fliessen!

XV.

Donauweil an Salbach.

Deine Glückwünsche, Salbach! Ich werde geliebt, von Sophien geliebt! Um mein Glück nach seinem ganzen Umfange zu messen, müßtest

test Du das Herz kennen, das ich erobert habe — Sophie! Ich stelle sie Deiner schärfsten Kritik hin! Einen Fehler an ihr zu finden, würde Dir eben so schwer werden, als ihre tausendfachen Reitze zu zählen. — Aber, es hat mir auch Mühe und Seufzer genug gekostet, um das schöne Geständniß über ihre Lippen zu zwingen. Mein Lohn dafür ist für nichts zu theuer erkauft. Ich soll sie sehen diesen Abend, (stirb vor Eifersucht, Salbach) ich soll sie sehen! — — Aber ich muß Dir etwas entdecken: Albertine — ich fühlte gestern so etwas, was man Gewissensbisse nennt: sie liebt mich noch, das ist sichtbar — und ich — ich bin ihr ungetreu. — Aber ich konnte so viel Reitzen nicht widerstehen! Wer mir meinen Flattersinn vorwirft, dem will ich Sophien zeigen, und ich werde gerechtfertigt seyn! — Weißt Du, daß Albertine es merkt, daß ich — aber Albertine, und immer Albertine! Fort mit dem Gedanken an sie! Ich soll Sophien heute sehen: an diesem Gedanken hange ich, schwelge ich; die ganze übrige Welt soll für mich todt seyn! Mein Entzücken soll selbst die kühnsten meiner Hofnungen beschämen!

XVI.
Salbach an Donauweil.

Ich bin verliebt in das Portrait, welches Du von Deiner Angebeteten machst, Donauweil. In ihr Portrait, sage ich: die Farben desselben blenden meine sterblichen Augen. Aber Du sprichst nicht als beglückter Liebhaber von ihr. Du hast sie also noch nicht. Wahrhaftig, die Sache wird ernsthaft, und verwickelt; und Du ziehst sie fleißig in die Länge. Ich habe immer geglaubt, Du würdest Dich mehr mir nähern, Du würdest meiner Handlungsweise etwas absehen; aber Du hast immer etwas besondres, was mich zwingt, Dich zu bewundern. Also wirst Du nie wie andere rechtliche Leute lieben lernen: ohne Leidenschaft, ohne Uebertreibung? Andre kosten hie und da; aber Du schlingst, und berauschest Dich bis zur Raserey. Die Herzen Anderer werden obenhin gestreift, und das Deinige bekömmt Verzuckungen. Ich zittre im Ernst für die liebenswürdige Albertine, die, das wette ich, wohl eben so viel werth ist, als Deine Sophie, und die, wo nicht einen getreuen, doch gewiß einen überlegten Gemahl verdiente: was Du keinesweges bist.

Wenn

Wenn Du ein Weib siehst, das Dir gefällt, so strebe nach ihrem Besitz: so ist es Ordonnanz; und der finsterste Moralenkrämer kann nichts dawider haben; aber Du siehst, und rasest. Wahrhaftig, ich fürchte für Deinen Kopf, und zittre für Albertinen. Du weißt, Donauweil, daß ich kein Tyrann bin: ich verurtheile Dich nicht zur Treue; aber sey klug, mein Freund, sey klug. Man muß sich gegen seine Gemahlin oder Maitresse immer so benehmen, daß sie unrecht behält. Dies ist Moral, Donauweil; aber ich wette, sie ist bey Dir verlohren. Du willst eine Maitresse haben: das ist etwas sehr simples! Aber durch Deine Brauskôpfigkeit wird die simpelste Sache von der Welt eine glänzende Stadtgeschichte werden.

Deine Berlinerin ist also sehr schön, oder Du bist sehr verliebt! Aber weißt Du, daß Deine Liebe ein Staatsverbrechen ist? Eine Berlinerin lieben – mitten in Wien! In Berlin möchte es immerhin seyn, aber hier! Du wirst alle Weiber von Wien wider Dich aufbringen: nimm Dich in Acht! Lebe wohl, Roland, empfiehl mich Deiner Angelika!

XVII.
Donauweil an Salbach.

Ich war bey ihr, Salbach, ich war bey ihr! So eben komm ich von dem Rendesvous, das ich so sehnlich wünschte, und das so kurz war. Hundertmal wiederholten mir ihre schönen Lippen: ich liebe Sie. Sie sagte dies mit einem Reitz, der mit meinem Entzücken über dies Geständniß Hand in Hand gieng.

Ich habe Dir schon gesagt, daß sie unter der Aufsicht einer Tante lebt, die Argus mit seinen hundert Augen belehnt zu haben scheint. Und doch haben wir diese schrecklichen Augen hintergangen. Eine Freundin Sophiens war so gefällig, eine Zusammenkunft bey sich zu veranstalten: da empfing sie meine Wünsche, meine Huldigungen, welche die ganze Welt ihr zollen sollte! Was für neue Züge und herzerobernde Reitze entwickelten sich da vor meinen Blicken! Sie zitterte anfangs vor der Liebe, und liebt jetzt mit einer Innigkeit! Sie fürchtete, mich zu lieben, und jetzt fürchtet sie, mich zu wenig zu lieben. O, mein Freund, ihre Worte, ihr Bild, haben einen Eindruck in meiner Seele zurück gelassen, der in meinem Innern

nern noch wollüstig nachbebt. Es schien, da ich sie verließ, als ob alles, was mir vorhin lieb war, jetzt mir tausendfach lieber geworden wäre. Ich sprach mit meinen Freunden zärtlicher, als je; befahl meinen Leuten sanfter, als je; war gesprächiger, menschlicher, leutseliger, als je! Ich fühlte in meinem Herzen einen Schatz von Zärtlichkeit zusammengedrängt, den ich um mich her auszustreuen gezwungen war.

Eine Bitte, lieber Salbach: erwähne in Deinen Briefen Albertinens nicht mehr. Fürchte von meiner Seite nichts für sie; aber wenn Du von ihr sprichst – wirklich, Salbach, Du verbindest mich, wenn Du nicht mehr von ihr sprechen willst. Ich erwarte, ich fordre dies von Deiner Freundschaft!

Nachschrift. So eben erhalte ich ein Billet von Sophien. Sie gesteht mir ein zweytes Rendezvous zu. Sie erwartet mich binnen einer Stunde, bey eben der Freundin, von der ich Dir geschrieben habe. Eine lange unruhige Stunde! Aber Ein Blick von Sophien ersetzt ein ganzes unruhiges Jahrhundert!

XVIII.

Donauweil an Salbach.

Salbach, ich bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne! Der Himmel zeigte mir den Vorschmack eines Glückes, dessen ich nie theilhaftig werden sollte!

Vorgestern reiste Sophiens Tante zu einer kranken Freundin aufs Land, und ließ sie allein. Sophie gab mir durch einen Bedienten, welchen wir auf unsre Seite gebracht haben, Nachricht davon, und lud mich den Abend zu einem Besuch in Ihrem Garten ein. Ich flog dahin, blos von meinem treuen Franz begleitet, der den Auftrag hatte, Wache zu halten. Sophie eilte, sobald sie mich erblickte, mir freudig entgegen, und ich empfieng sie mit der feurigsten Umarmung. Wie schön, wie unbeschreiblich reitzend sie war! Ihr leichtes Nachtkleid umschloß ihre schöne Figur mit derjenigen Ungezwungenheit, welche die keusche Schaam nur in der Dämmerung gut heißt. Ihr Haar, welches halb aufgelößt über Schultern und Busen herabfloß, vereinigte die Eleganz, welche die Natur nicht geben kann, mit dem unnennbaren Reitz, den die Kunst nie erreichen wird. Ihr

Busen

Busen, der unruhiger als gewöhnlich stieg und sank, hatte wider ihr Wissen die Schranken, die ihn fesselten, durchbrochen, und die Liebe, die im Ungestüm hervordrängte, hatte einen Verrath an der holden Sittsamkeit begangen. Alles an ihr athmete verführerischen Reitz, der desto unwiderstehlicher und gewaltiger wurde, je weniger er erkünstelt war. Sophiens Herz wuste nichts von ihm: ihre natürliche Schönheit bewürkte ihn wider ihren Willen.

Ich setzte mich neben ihr auf eine Rasenbank nieder: Wenn ich sie nicht sehe, Donauweil, sagte sie mit einem Blicke, der mich über und über in Flammen setzte: wenn ich sie nicht sehen darf, so suche ich dies Plätzchen auf, um ungestört an sie zu denken. Dies Wäldchen ist reitzend – Reitzend in der That! rief ich, aber ohne das Wäldchen untersucht zu haben; ich wollte, ich konnte nichts sehen als Sophien. Jeder Blick, jedes Wort von ihr vermehrte meine schwärmerische Trunkenheit. Hundertmal warf ich mich ihr zu Füßen; hundertmal drückte ich ihre Hand an mein Herz und an meine Lippen. Sie schien stolz zu seyn auf das Uebermaß von Liebe, das sie mir einflößte. Ihr Herz theilte mit mir diese

Liebe, und erwiederte sie mit Feuer und Innbrunst. — „Sophie, rief ich, lieben Sie mich? — “ Sie antwortete mit einem Seufzer. „Zu ihren Füssen möchte ich sterben vor Liebe!“ rief ich von neuem, indem ich sie wild an meine Brust drückte, und ihr den ersten Kuß von ihren Lippen raubte. — Donauweil, rief sie, mit einer Stimme, die von Seufzern fast erstickt ward: Werden Sie mich immer so lieben? — Ewig, ewig! schrie ich: Ich kann es! Ich bin Herr meines Herzens — Ach, warum bin ich nicht Herr meiner — Hand!

Dies Wort war ein Donnerschlag. Sophie that einen lauten Schrey, und sprang in eben dem Augenblick, wo das höchste Erdenglück meiner wartete, wild und zornig auf: „Meineydiger, rief sie: Deine Hand ist nicht frey? — O, was habe ich gethan!“ — Ich wollte sie zurückhalten, aber ihr Blick, voll Verachtung, raubte mir Kräfte und Sprache; und sie war schon weit entfernt, als ich mich erst von meiner Bestürzung erholte, und sprechen und bitten wollte. Denk Dir, Salbach, den grausamen Zustand, worin mich ihre plötzliche Entfernung versetzte. Ich hatte keine Sprache, ich hatte keine Sinne. Wild und unordentlich fuhren mir Gedanken auf Gedanken durch den

Kopf,

Kopf, und machten ihn eben so wüst und stürmend, als mein Herz. Einige Augenblicke lief ich wie rasend im Garten umher: ich wollte in Sophiens Zimmer brechen, ihr zu Füßen stürzen, und Tod oder Leben aus ihrem Munde hören; aber die Vernunft, oder vielmehr die Liebe (denn meines Verstandes war ich beraubt) sagte mir, daß ich durch diesen gewaltsamen Schritt sie auf ewig verlieren würde; da mich, wenn ich ruhig bliebe, ihre Zärtlichkeit immer noch hoffen liesse. Nach einigen gewaltsamen Kämpfen, entfernte ich mich endlich aus dem Garten. O, wie sehr waren die Empfindungen, womit ich ihn verließ, von denen unterschieden, womit ich ihn betrat! Ich flog hinein, und wankte kraftlos heraus. Meine Kniee sanken unter mir ein, und mein Franz muste mich zu Hause führen. Wie schrecklich war die Nacht, die auf diesen Abend folgte! Ich glaubte, sie würde mich ums Leben bringen, diese grausame, diese ewige Nacht!

Ich habe diesen Morgen an Sophien geschrieben: ich sehne mich nach Antwort, und fürchte diese Antwort mehr als den Tod. – Sophie ist mein Alles, und ich verliere alles, wenn ich sie verliere! O, Salbach, meine Quaalen übersteigen

gen alle Beschreibung! Ich würde ihnen unterliegen, wenn die Hofnung meine letzten Kräfte nicht noch zusammenhielte!

XIX.
Donauweil an Sophien.

Ich will, ich muß Ihnen schreiben, und doch weiß ich nicht, wie ich anfangen soll, unerbittliche Sophie! War es ein schrecklicher Traum? Bin ich wirklich aus dem glücklichsten Liebhaber, der je geliebt wurde, in einem Augenblick der Unglücklichste geworden? Ich sah das Auge Sophiens in Liebe und Entzücken schwimmen; ich hörte von Ihren Lippen das herrliche Geständniß: ich liebe sie! und eben dieses Auge tödtete mich mit Verachtung; eben diese Lippen, sprachen das Todesurtheil über mich aus! Ja, Sophie, mich von Ihnen entfernen, heißt, mich umbringen.

Ich bin also strafbar, Sophie! O, der Himmel ist mein Zeuge, daß es nicht mein Vorsatz war, Sie zu betrügen. Das Geständniß, welches ich Ihnen gestern that, zeigt unwidersprechlich für meine Aufrichtigkeit. Wenn es mein

Plan

Plan war, Sie zu hintergehen, so hätte mein Mund das Geheimniß meines Herzens nicht verrathen, und ich wäre glücklich – Aber was, glücklich? Ich würde einen täuschenden Traum geträumt, Gewissensbisse würden mein Glück untergraben haben! Ich hätte Sophien betrügen wollen? Nein, dieses Vorsatzes konnte mein Herz nie fähig seyn – Und doch bin ich strafbar! Ja, Sophie, strafbar bin ich; aber ich ward es aus Liebe zu Ihnen. Der Liebhaber ist strafbar, der eine Liebe heuchelt, die er nicht hat, der Betheurungen auf Betheurungen häuft, die er nicht zu halten gedenkt. Aber ich, habe weder boshaft, noch meineydig an Ihnen gehandelt. Zwar habe ich meine Hand vergeben: aber, konnte ich Sie hintergehen, ehe ich Sie sah? O, damals kannte mein Herz Sie noch nicht! Wie, sollte der Trauring ein ewiges Hinderniß unsrer Liebe seyn? Sollte ich an jenem Tage, wo ich am Fusse des Altars den fatalen Eydschwur, auch zugleich geschworen habe: Sophien auf ewig zu entsagen?

O Sophie, geben Sie mir Ihre Liebe zurück! ich bedarf ihrer, um zu leben. Wenn Sie mich geliebt hätten – – bedarf die Liebe des ehelichen Schwurs? Meine Liebe ist auf ewig mit meinem

Herzen in eins zusammen geflossen, und nur der Tod kann sie trennen: wozu also Schwüre, wozu Ringe? Ihre Schönheit, Ihre Tugend, sind Ihnen Bürge für meine Treue. Sie werden nicht meine Gemahlin heissen; aber aller Rechte der Gemahlin werden Sie geniessen; Sie werden mir mehr seyn, als Gemahlin, und ich Ihnen mehr als Gemahl – – Aber ich verirre mich, Sophie! Verzeihen Sie meiner Verwirrung, meiner Besorgniß, meiner Liebe! – Sophie, würdigen Sie mich einer Antwort! Möchte ich doch Verzeihung in derselben finden, oder sterben, wenn ich sie gelesen habe!

XX.

Sophie an Donauweil.

Wie soll ich Dich nennen, schändlicher Verführer? Daß Du Plan auf meine Unschuld machen konntest, befremdet mich in unsern Zeiten nicht mehr: Dein Alter und Dein Rang sind sehr unternehmend; aber, daß Du jezt noch, wo Deine Absicht am Tage liegt, die Stirn hast, Deine Entwürfe durchzusetzen: dies sezt mich in Erstaunen! – Rede, Unverschämter, was willst Du von mir?

Ant-

Antworte, wenn Du Muth hast: was willst Du aus mir machen? Als Gemahl kannst Du nie der Meine werden: unter welchem andern Titel willst Du es also? Wie, nachdem ich Dein ganzes schwarzes Herz kenne, hofst Du noch, daß ich schwach genug seyn könnte, Dir Hofnung übrig zu lassen? Ja, ich liebte Dich (mit Erröthen schreib ich es nieder) aber die Tage der Schwachheit sind vorüber. Der Lohn, den Du für meine Offenherzigkeit und meine Liebe bestimmtest, war groß, war herrlich! O, dies Herz, das ich verachte, weil es Dich lieben konnte — ich habe Muth genug, es zu bekämpfen, und Kraft genug, es zu besiegen. Andre würden bey dieser Gelegenheit vielleicht einen Heroismus zeigen, der nur aus ihrer Feder spräche. Ihr Herz, würden sie sagen, wäre ganz frey von Liebe, und horchte nur auf den Ruf der Ehre. Aber ich berge es nicht, daß Liebe einen grossen Theil an der Verachtung hat, die ich für Dich fühle: Du hast mich selbst gegen jede Verführung gewaffnet: ich fürchte Dich nicht mehr. Lebe wohl! Nicht die mindste Hofnung sollst Du nähren. Und wenn auch jenes Geständniß Dir nicht entfahren, ja, wenn Deine Hand frey wäre, wollte ich doch nie die Deinige werden! Du sahest meine Tugend auf dem Punkt zu erliegen: diese

meine Schwachheit kann ich Dir nie verzeihen! Ich wollte lieber meinen Liebhaber verlieren, als Ursach haben, vor meinem Gemahl zu erröthen.

Nachschrift. Ich war im Begriff, dies Billet zu siegeln, als mich eine Besorgniß zurückhielt: Vielleicht, Herr Graf, sind die Vorwürfe, die ich Ihnen mache, wider meinen Willen zu heftig und zu bitter ausgefallen; Sie können daraus schliessen, daß darin mehr Zorn als Verachtung herrschte, und sich einbilden, daß ich, wenn die erste Hitze verglüht wäre, der Liebe von neuem Gehör geben dürfte. Wissen Sie also, daß ich keinen Zorn mehr nähre, und daß mein Entschluß ewig derselbe bleibt; Sie können nicht der Meinige seyn, mithin haben Sie mir nichts mehr zu sagen, und ich nichts mehr, Ihnen zu antworten. Um Sie dessen gewiß zu machen, sage ich Ihnen, daß ich mich der Tante, die Sie strenge und mürrisch nannten, die aber leider nicht strenge und mürrisch genug für meine Unschuld war: daß ich mich dieser Tante zu Füssen geworfen, und Muth genug gehabt habe, ihr alles zu entdecken, und um ihre Verzeihung, um ihren Rath und Beystand zu bitten. Ja, ihren Beystand, Herr Graf: Ich kenne Ihre Hitze, aber ich hoffe, daß die Gesetze,

wenn

wenn es Noth seyn dürfte, mich gegen Gewaltthätigkeiten eben so thätig schützen, als der Himmel und meine Vorsichtigkeit mich vor Ihrer Hinterlist in Sicherheit setzen werden. Sie sehen, Herr Graf, daß dieser Schritt ein freyes Herz anzeigt, das zugleich stark genug ist, keinem Anfalle zu unterliegen: doch erkläre ich Ihnen hiemit, daß ich nicht die mindeste Empfindung von Haß gegen Sie nähre. Ich bin Ihnen sogar Dank dafür schuldig, daß Sie mich noch am Rande des Abgrundes, auf die Gefahr, in welcher ich schwebte, aufmerksam machten. Wenn Ihre Kunstgriffe sich nicht selbst verrathen hätten, so würde ich mir verächtlich seyn; aber Sie hatten Mitleid mit mir, glaube ich, und deshalb habe ich Achtung für mich behalten.

XXI.

Donauweil an Sophien.

Was für ein Brief, Sophie! Schrieben Sie ihn, und schrieben Sie ihn an mich? Die Hand, die so zärtliche Worte schrieb, kann diese zermalmenden, herzzerreissenden Worte schreiben! Nein! Entweder Sie liebten mich nicht, oder Sie sind es

nicht, die mich so behandeln. Sie verabscheuen, Sie verachten mich: o Sophie, wenn mein Verbrechen schwer ist, so ist Ihre Rache unmenschlich. Aber, wie kann ich auch mit so viel Liebe im Herzen strafbar vor Ihnen seyn! Wenn ich Sie anbete — — Doch nein, ich will mich nicht rechtfertigen: ich erkenne mich schuldig, und mein Unglück ist um desto grösser, da ich Ihre Vorwürfe nicht ablehnen kann, ohne neue zu verdienen. Sie klagen mich darüber an, daß ich Ihnen verbarg, was ich Ihnen hätte entdecken sollen: o Sophie, wenn ich antwortete: ich hätte geglaubt, Sie wüsten dies schon; so würde diese Antwort erniedrigend und für Ihre Tugend beleidigend seyn. Was mein Plan war? Was ich von Ihnen glaubte? Wohin ich mit Ihnen zu kommen hofte? Ja, Sophie, ich übergebe mich Ihnen als schuldig. — Aber werden Sie bey Ihrem himmlischen Herzen unerbittlicher seyn, als der Himmel? Fragen Sie mich nicht, was ich jetzt noch von Ihnen zu hoffen wage, unter was für einem Tittel ich mich Ihnen anbiete: dies weiß ich selbst nicht. Aber ich kann nicht leben, so lange ich Sie unwillig auf mich weiß. Ich war schon daran gewöhnt, von Ihnen geliebt zu werden: und wer einen Augenblick von Ihnen geliebt war, kann nicht leben, wenn

er

er sich von Ihnen gehaßt sieht. O Sophie, widerrufen Sie diesen Todesspruch, den Ihnen der Zorn in die Feder sagte! Lassen Sie sich von meinem Schmerze rühren! Rufen Sie mich ins Leben zurück. Ich wende mich knieend an Ihr Mitleid: es war eine Zeit, wo ich gesagt hätte: an Ihre Liebe. Gott, welch eine traurige Zurückerinnerung!

Ich habe Ihren Brief noch einmal gelesen. Ach, in dem ersten Sturme hatte ich nicht den Haß und die tiefe Verachtung, die sich in jedem Worte, in jeder Wendung desselben spiegelt, so lebhaft gefühlt! die zweyte Hälfte des Briefes ist mit aller Kälte der tiefsten Verachtung geschrieben: Sie hassen mich schon nicht mehr; gleichgültig bin ich Ihnen. Ihr Herz ist ruhig, und Sie schrieben ohne Zorn und Erbitterung. Dies, dies macht mein Unglück vollständig.

Aber, Sophie, fürchten Sie meine Glut; ich muß Sie sehen; ich muß Sie sehen, Sophie; zu Ihren Füssen will ich Verzeihung erwarten oder Tod. Nichts kann Sie vor meiner Liebe schützen, so lange Sie leben, so lange ich lebe! Keine Mauer ist zu hoch, kein Wächter zu fürchterlich!

lich! am Fusse des Altars; in den Armen eines Gemahls, will ich Sie aufsuchen! Sie gehören mir, Sie haben geschworen, die Meinige zu seyn; Sie sollen diesen Schwur halten; ich habe den meinigen nicht gebrochen! Sophie, Sophie, fürchten Sie alles von meiner Verzweiflung! Glaubten Sie, mir zu entfliehen, mich durch Ihre Drohungen zu erschrecken? O, wenn Sie mir entrissen sind, was kümmern mich da noch Gesetze, was Menschen? – Ich will Sie sehen, ich will Sie sprechen; und wird es mir nicht so gut: so will ich Ihnen ewig Ihre Grausamkeit vorwerfen, und mein Blut soll unter Ihren Augen fliessen! Dies will ich, dies thu ich, Sophie; und wenn noch grösseres Unglück daraus entsteht, so klagen Sie niemand, als sich selbst darüber an.

XXII.

Donauweil an Salbach.

Du glaubst nicht, Salbach, was ich seit zehn Tagen leide! zehn Jahre älter bin ich in diesen zehn Tagen geworden. Du weißt die Geschichte meines letzten fatalen Rendezvous mit Sophien: es endigte sich mit Bruch. Sie ist unerbittlich, sie hat

mir einen Brief geschrieben, der unmenschlich, der über alle Beschreibung grausam ist! Ich schickte ihr eine Antwort; aber ich erhielt sie unentsiegelt zurück. Ich habe diesen Brief noch einmal gelesen, und bedaure es jetzt weniger, daß sie ihn nicht gelesen hat. Die Verzweiflung, in welcher ich ihn schrieb, spricht aus jedem Worte. Er war beleidigend, drohend, gewaltthätig: er würde sie unruhig und bange gemacht haben — — O Salbach, sie haßt mich, und ich bete sie an, und ich soll sie verlieren. O, daß ich verheyrathet bin! — Und wirst Du nun noch Albertinens gegen mich erwähnen? — Ich weiß nicht, Salbach: wenn ich an Sophien denke, wenn ich bedenke, daß ich sie verlieren soll; so regen sich gewisse Empfindungen gegen Albertinen in mir, die dem Hasse gleichen. Sage mir nicht, sie sey unschuldig: raubt sie mir nicht Sophien? Ja, Salbach, wenn meine Blicke auf sie fallen, so kann ich gewissen unwillkührlichen Bewegungen kaum widerstehen. Aber mitten durch die Schrecknisse meiner Verzweiflung, fällt zuweilen ein Strahl der Hofnung Sophien zu rühren, in mein Herz, und hält den Ausbruch meiner wilden Wuth zurück! Ich schmeichle mir zuweilen noch, daß ich Verzeihung erhalten werde. Noch einen Schritt da-

zu will ich thun — — aber ach! er ist noch nicht gethan, und schon verläßt mich die Hofnung. Sophie, Sophie, du liebtest mich; aber wie theuer muß ich dies Glück eines Augenblicks bezahlen! —

XXIII.

Salbach an Donauweil.

Dein Kopf, lieber Donauweil, nimmt bey Deinen Abentheuern immer einen gewissen barocken, sonderbaren Schwung, der Dir zum Küssen herrlich steht! Also Deine Sophie will durchaus heyrathen. Es scheint doch nicht, als wenn die allerneueste Aufklärung alle Vorurtheile heimgeleuchtet hätte. Doch erstaune ich im Grunde über diesen Stein des Anstoßes von ihrer Seite nicht sehr: aber Du, Donauweil, wo hast Du denn Deinen Kopf, daß Du in jenem entscheidenden Augenblicke schwatzen konntest? — „Was kann ich! — Warum kann ich nicht! — Könnt ich Ihnen doch geben!“ — Wozu versprechen, da Du schon alles hattest. Und endlich was ist denn dieser große Schatz, den Du ihr zu geben so sehnlich wünschtest? Deine Hand. — Wahrhaftig, ich, an Sophiens Stelle, hätte eben

das

das gethan, was sie that, nur aus ganz entgegen gesetzten Gründen. Oder furchtest Du, daß das Uebermaas von Entzücken Dich umbringen würde? Es scheint wirklich, als ob du die feurige Wollust der Liebe durch den Gedanken an Heyrath ein wenig hast löschen wollen. O Donauweil, Donauweil! –

Beynahe so närrisch, als jenes übel angebrachte Geständniß, ist jetzt Deine Verzweiflung: Weil Du nicht heyrathen kannst, so willst Du Dich henken! Aber Du bist ja unschuldig; Du hast ja alles gethan, was Du konntest, um dieser Sophie ein Abentheuer zu verschaffen; Du hast Dir gar nichts vorzuwerfen: Du müßtest Dich denn aus Schaam über Deine Offenherzigkeit henken wollen, und diese, es ist wahr, übersteigt alle Vorstellung. Welch ein Brauskopf, mein Himmel! Du bist gar kein Wiener, Freund! An Dir ist wirklich ein Franzose verdorben. Selbst in Paris würdest Du ein Wunder seyn: Nur glaube nicht, daß Deine Art zu lieben nach den Regeln des französischen Gesellschaftstons zugeschnitten ist. Niemand betreibt dort die Liebe wie Du: und was würde aus der Welt werden, wenn man sie so betriebe! Da würde vor lauter Sturm

sich niemand auf den Füssen erhalten können. Man muß lieben, um zu geniessen, und nicht um sich zu foltern und zu henken. Wir müssen es den Weibern nicht schwer machen, uns den Abschied zu geben: ich sage, uns zu geben; denn kein rechtlicher Mann giebt den Abschied, sondern läßt ihn sich geben. Wie man das anfängt? Ich will Dir ein Wort ins Ohr sagen: Du must die Weiber lieben, und nicht das Weib; die Schönheit, und nicht die Schöne. Dadurch beugt man allen Verdrüßlichkeiten vor. Plantirt man Dich? O, so lange noch ein Weib da ist, das Du lieben kannst, so haben Deine Liebschaften kein Ende. Der ganze Unterschied liegt in dem Namen Clarisse, Angelika, Amanda, Sophie — Aber man liebt ja nicht die Namen.

Und doch thut es mir leid, daß Du mit Sophien auf keinen festen Fuß gekommen bist! Ihr waret eins des andern ziemlich werth. Weißt Du, daß meine Neugierde an dieser Sophie Antheil nimmt? Aufrichtig, Donauweil, ich möchte Deine Heldin wohl kennen! Was Albertinen betrift, so ist sie, aufs gelindeste gesagt, eine wahre – Taube. – Aber, Donauweil, sage mir, bist

bist Du närrisch, daß Du sie – Ja völlig närrisch! Du willst an sie, weil sie Dir ihre Hand gegeben hat. Ihr seyd seltsame Geschöpfe, ihr Liebhaber von dieser Klasse! Albertine hätte also vor Eurer Vermählung Dich beyseite nehmen, und Dir sagen sollen: Herr Graf, es könnte seyn, daß Sie sich über kurz oder lang, in ein Mädchen verliebten, das Lust zu heyrathen hätte; sie könnte ohne Trauring nicht die Ihrige werden wollen: hören sie, begnügen sie sich damit, daß sie mich lieben: jene mögen sie heyrathen. — Ich bitte Dich um alles in der Welt, Donauweil, vertraue keinem Andern solche Sachen an; oder noch besser, setze Dich nicht in die Nothwendigkeit, sie irgend jemand in der Welt anvertrauen zu müssen: laß Du Deine Berlinerin gehen, wohin sie will. Wird die Sache ruchbar, so wie sie jetzt steht, so würde man vielleicht darüber lachen; aber es ist auch schon traurig, ausgelacht zu werden. Ich für meine Person wollte Dich lieber selbst in das Bette meiner Angebeteten tragen, als um ihrentwillen die Leute auch nur zum Lächeln über mich zu bringen. Adieu, Adieu! Ich gehe heute ins Theater, um Brockmann zu sehen: da kannst Du mich treffen, wenn Du willst. Ich will Dir sogar erlauben, mir ein paar Worte von Deiner

Sophie zu sagen, damit Dir das Herz nicht zu schwer bleibt: nur bitte ich Dich: nicht zu laut!

XXIV.

Donauweil an Salbach.

Du kömmst zur rechten Zeit mit Deinen Lebensregeln, Salbach. Es ist wohl angebracht, wenn Du mir sagst und beweisest, daß man nicht stark lieben muß, zu einer Zeit, wo ich vor Liebe und Wuth sterben möchte. Dein Brief war henkerhaft!

Vier lange Stunden bin ich um Sophiens Haus herumgeschlichen: ich hofte wenigstens den Bedienten zu sehen, der mir ein paarmal Briefe von ihr überbracht hat; aber ich erfuhr, daß man ihn aus dem Hause gejagt hätte: und so gieng auch meine letzte Hofnung noch in Trümmern. Zu dem allen kömmt dann noch diese Albertine, und fragt mich: ob ich irgend einen innern Verdruß hätte? Sie bringt mich um, und will mich trösten! Nein, das vergebe ich ihr nicht. – Ohne Aufhören – Gott, was für ein Unglück, mit ihr zu leben; gezwungen zu seyn, mit ihr zu leben! – Ich habe zuweilen Anfälle von Wuth, die

mich – - Salbach, wenn ich Sophien verliere, ohne Hofnung sie wiederzusehen verliere; so stehe ich nicht für meine Raserey. – O Freund, warum hieltest Du mir nicht die Hand, als ich im Begriff war, den fatalen Kontrakt, der mich an Albertinen fesselt, zu unterschreiben! Aber nein, Du hast ihn selbst unterschrieben; Du warst Zeuge, Du wurdest Mitschuldiger an meinem Unglück, und an meinem Verbrechen an Sophien. O Sophie, verzeihe mir! habe Mitleid mit dem unglücklichen Donauweil – Er stirbt dafür, daß er Dich zu feurig liebte!

O, mein Freund, Du siehst meine Raserey, meine Quaal! Ich habe Anfälle von Wahnsinn, und muß fürchten, daß ich meinen Verstand auf ewig verliere!

Noch einen Versuch will ich machen. Ich muß Sie sprechen; sey es um welchen Preis, mit welcher Gefahr es sey: ich will sie sehen. Will niemand mir helfen, so will ich mir selbst helfen. List oder Gewalt: gleich viel, welches Mittel mich zu ihr bringt. Ich kann alles wagen, weil ich nichts mehr zu verlieren habe.

XXV.

Albertine an Josephen.

Immer noch, Josephe, vermehren sich die Leiden deiner Freundin, statt sich zu vermindern. Donauweil war gestern gegen Abend allein und zu Fusse ausgegangen. Mit Anbruch der Nacht kam ein Mensch, und foderte mit verstörtem Gesicht seine Leute und seinen Wagen; und bald nachher brachte man ihn selbst. Er war bleich, blutrünstig, und seine Kleider waren zerrissen. Ich fragte, ob er verwundet wäre? man antwortete mit nein. Ich fragte weiter, erhielt aber nichts, als kurze abgerissene Antworten, aus welchen ich endlich so viel herausbrachte, daß man Donauweil ertappt hätte, als er im Begriff gewesen wäre, verstohlnerweise in ein Haus zu schleichen; daß man ihn verkannt, und ihm deshalb Absichten beygemessen, die ihm verdächtig gemacht hätten. Mehrere wären über ihn hergefallen, um ihn fest zu nehmen; aber er hätte sich mit einer unbeschreiblichen Wuth vertheidigt, vermuthlich weil er sich unerkannt hätte durchschlagen wollen. Endlich wäre er der Uebermacht unterlegen: er hätte den Polizeycorporal beyseite genommen, und ihm ein Wort ins Ohr gesagt,

sagt, worauf man sogleich seinen Wagen herbeygeschaft, und ihn nach Hause gebracht hätte. –

Dies war alles, was ich über diesen geheimnißvollen Vorfall herausbringen konnte. Urtheile nun Josephe, ob dies Deine unglückliche Freundin beruhigen und trösten kann. Ach, jeder Tag schlägt mir eine neue Wunde. Diesen Morgen nahm ich meine Kräfte zusammen, gieng in Donauweils Zimmer, und näherte mich seinem Bette: Donauweil, sagte ich: begehren sie etwas? Verlangen sie meinen Beystand? – „Ich verlange allein zu seyn!“ erwiederte er mit wilden Blicken; und ich sank halb ohnmächtig in einen Stuhl. Sein Kammerdiener muste mich auf mein Zimmer bringen.

Sage mir, Josephe, habe ich diese grausame Behandlung verdient? Dies sind also die goldnen Tage, die ich mir phantasirte! Meinen einzigen Trost gewährt mir die Hofnung, daß ich ihr Ende bald absehen werde. O Donauweil, Du machst mich unglücklich, und bist vielleicht selbst nicht glücklich.

Eine Stunde nachher schickte ich zu ihm, und ließ mich nach seinem Befinden erkundigen. Er

lies mir sagen, er befände sich wohl; ohne nach mir zu verlangen, ohne einen Besuch von mir zu wünschen. O, Josephe, wie ist sein Herz verändert! Aber er muß doch wieder kommen; er muß sich gegen mich erklären; er muß mir mein Schicksal ankündigen. Die Ueberzeugung von meinem Unglück wird mir minder schrecklich seyn, als diese peinliche Ungewißheit.

XXVI.

Albertine an Josephen.

Endlich ist mein Schicksal entschieden: Donauweil hat sich erklärt; er hat mich meiner Ungewißheit und meinen Besorgnissen entrissen. Ich bin so unglücklich, Josephe, daß ich nun in dieser Welt nichts mehr zu fürchten habe. Sein treuloses, undankbares Herz hat sich vor mir unverholen aufgethan.

Ich war gestern mit meiner Fanny auf meinem Zimmer allein. Donauweil trat herein, mit einer Miene – die mir ausserordentlich vorkam, die ich mir aber noch nicht erklären konnte. Ich sah bloß, daß das, was er mir sagen wollte, Resultat

sultat eines Selbstgesprächs seyn müste, und daß er lange darauf studiert hatte. Er setzte sich stillschweigend zu mir. Ich glaubte auf seinem Gesichte den innern Kampf eines Menschen zu bemerken, der schon im voraus über das Geständniß, das er abzulegen im Begriff ist, erröthen muß.

„Albertine, fieng er endlich an: du must in meinem Aeussern, aus meinen Gesprächen — ich fühle, daß dein Herz“ —

O, Josephe, jeden Augenblick glaubte ich, daß er seine Schuld gestehen würde; und mit Ungeduld trug ich das Wort Verzeihung schon auf den Lippen.

„Ich fühle, fuhr er fort, daß dein Herz beunruhigt seyn müsse: ich bin dir ein Geständnis schuldig.“ —

O, Donauweil! rief ich freudig: nicht weiter, Donauweil — Alles, alles ist vergessen! Ich wuste wohl, daß du mich aus meiner quaalvollen Unruhe reissen würdest: daß deine Albertine —

O, Josephe, plötzlich zitterte und bebte ich, als ich in seiner Miene las, daß ich ihn unrecht

verstanden hatte. Meine Freudenthränen versiegten plötzlich.

„Nur einen Augenblick, fuhr er fort, indem er sich so gut faßte, als er konnte: höre mich an, ohne mich zu unterbrechen.“ – Er war im Begriff zu sprechen, als Fanny ihre kleine Aermchen schmeichelnd nach ihm ausstreckte. Dies schien ihn zu rühren und er sagte mit zitternder Stimme: ich sollte das Kind entfernen, er hätte mit mir zu sprechen. – Und warum entfernen, Donauweil? rief ich: Fanny wird ein verschwiegener Zeuge unserer Unterredung seyn. O, sie ist glücklich, daß sie nicht versteht, was ich jetzt hören werde!

„Albertine, fuhr er fort: unsre Liebe dauerte noch lange nach unsrer Vermählung fort. Es ist alles aus – – laß uns alle Vorwürfe unterdrücken: es ist ohne Zweifel ein Werk der Zeit. Wir müssen das gezwungene Verhältniß, worin wir gegen einander stehn, aufheben: wir müssen uns von einander befreyen.“–

O, Donauweil, rief ich, und Thränen stürzten mir über die Wangen; mach' es kurz, und laß mich nicht eines langsamen Todes sterben! Was sagtest Du?

„Dies

„Dies!“ erwiederte er: „Die Hand des Priesters verband uns: es steht nicht mehr in unserer Gewalt, dies Band zu zerreissen; aber nachlassen können wir es, durch Entfernung, durch Trennung – und dies müssen wir“ –

Entfernen, trennen? rief ich: O Gott! Nein, nie werde ich darein willigen. Du kannst mich fortschaffen! aber mit Willen werde ich dich nie verlassen! – O, Donauweil, du willst mich nur prüfen! Du kannst nicht im Ernst diesen Entschluß gefaßt haben? Uns trennen! –

Josephe, ich zitterte an allen Gliedern, und kaum hatte ich so viel Kräfte, mich ihm zu Füssen zu werfen. Ich kniete, meine Fanny im Arm, vor ihm nieder. Ob der laute Wortwechsel das Kind erschreckte, oder ob beleidigtes Naturgefühl es wider meinen Gemahl empörte: Fanny weinte mit mir, und hob ihre Hände klagend gegen Donauweil auf. Ich sahe, daß auch seine Augen in Thränen schwammen; aber das Mitleid, welches ihm dieselben in die Augen trieb, schien von einer entgegengesetzten stärkern Empfindung bekämpft und unterdrückt zu werden. –

Donauweil! rief ich: du liebst mich nicht mehr, du hassest mich! O, wenn dies ist, wa-

rum

rum mich entfernen? Der Tod wird dir bald diesen Dienst thun! Aber warum hassest du mich? Was habe ich dir gethan?

„Was du mir gethan hast!“ rief er. Diese Worte machten ihn wüthend: er sprang auf und verschwand. Ich blieb mit Fanny auf den Knieen liegen und sah ihm mit starren Augen nach. Mein Schmerz brach sich in einer todesähnlichen Ohnmacht. O, warum blieb ich nicht ewig in diesem Todesschlummer!

Du siehst, Josephe, daß mein Schicksal sehr bald und sehr kurz entschieden war. Nun ist alles für mich verloren! Hilf mir den Tod erflehen, wenn Du mich lieb hast. Wenigstens laß Dir mein Beyspiel eine praktische Lehre seyn. Du bist in der Blüthe der Jahre und Schönheit: Du bist eben den Gefahren ausgesetzt, denen ich jetzt erliege. Fliehe die Ehe, fliehe besonders die Liebe. Die Wunden eines zärtlichen Herzens sind unheilbar. Ich gestehe es Dir: nicht die Gemahlin Donauweils, sondern seine Liebhaberin leidet in mir. Es ist hart, gehaßt, verachtet zu werden; aber Josephe, die Schande, verlassen zu werden, ist mir nicht so peinlich, als der Schmerz, nicht

mehr

mehr geliebt zu seyn. O meine Leiden sind schrecklich!

XXVII.

Albertine an Josephen.

Jeder neue Brief, Josephe, verkündigt Dir ein neues Unglück, das über mich ergangen ist. O, meine Schwester, meine Freundin, Du wirst mich haben besuchen wollen; aber man wird Dir gesagt haben, daß ich aufs Land gegangen sey. Und dies ist wahr. Mein Gemahl hat seinen sehnlichsten Wunsch selbst erfüllt: er hat einen Raum von fünf und zwanzig Meilen zwischen mich und sich gelegt. Ich befinde mich zu Chladeny, einem Landguthe in Ungarn. Die Gegend herum ist traurig und menschenleer; aber nicht der Ort erweckt mir Betrübniß: er sagt vielmehr meinen Schmerzen zu. O, die traurigste, ödeste Einsamkeit ist ja immer der liebste Zufluchtsort der Unglücklichen.

Ich habe Dir einige Umstände von meiner letzten Unterredung mit Donauweil geschrieben: Den folgenden Tag sandte ich ihm ein langes

Schreiben, das meinem Herzen noch zu kurz dünkte, weil es noch nicht seinen ganzen Kummer und den ganzen Umfang seiner Quaalen, sattsam darin geschildert zu haben glaubte. Ich erhielt diese kurze und despotische Antwort darauf:

„Mein Vorsatz ist nicht ein Werk einer vorü-
„bergehenden Laune: er ist die Frucht eines reifli-
„chen Nachdenkens. Unsre Trennung ist noth-
„wendig, ist unwiederruflich. Ich will nicht,
„daß die Gesetze über uns sprechen sollen: unser
„eigner Wille ist hinreichend dazu. Man erwar-
„tet sie zu Chladeny, meinem Landguthe in Un-
„garn. Sie mögen selbst bestimmen, was sie
„dort brauchen. Ich bin im Begriff, aufs Land
„zu gehen, um uns das unnütze Abschiednehmen
„zu ersparen. Morgen Abend komme ich zurück,
„wenn sie Morgen früh abreisen.“ –

Dies ist sein Billet. Ich schicke es Dir nicht mit, und erlaube Dir noch den Zweifel: ob er es auch geschrieben haben könne? – Aber es ist seine eigne Hand.

Ich gestehe, daß dies Billet mir Empfindungen gegen Donauweil einflößte, die mir bis dahin

hin fremde waren: ich verachtete ihn, und der erste Ausbruch des Unwillens that mir einen Dienst, welchen mir meine Vernunft nie hätte erweisen können: er gab mir Kräfte, nach Ungarn abzureisen.

Ich weiß nicht, ob der Unwille meinen Schmerz besiegte, oder ob die Verzweiflung mich unempfindlich machte: es war mir, als ob ich kein Gefühl für das Gräßliche meiner Lage mehr hätte. Aber sehr bald muste ich fühlen, daß mein Unglück noch nicht seinen höchsten Grad erreicht hatte:

Ich hatte ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein Courier mich einholte, und keichend am Schlage meines Wagens still hielt. Es war Franz, der Kammerdiener Donauweils, und sein zweytes Ich seit einiger Zeit. Er verlangte — O Josephe, hättest Du so viel Grausamkeit selbst einem Sklavenhändler zutrauen können! — er verlangte meine Fanny, auf welcher mein armer letzter Trost noch beruhete. Mir meine Tochter nehmen? schrie ich. — Mein Herr will es! erwiederte Franz: Er will sie sehen: ich werde sie Ihnen selbst wieder zurück bringen. — Nein, rief ich unwillig: ich werde mich nie von meiner Toch-

ter trennen! — Bey diesen Worten schloß ich meine Fanny in die Arme, und drückte sie fest an mein Herz. Aber Unwillen und Schrecken, und ununterbrochner tiefnagender Schmerz, hatten meine Kräfte erschöpft: schwarze Wolken wälzten sich vor meinen Augen; meine Arme sanken mir kraftlos in den Schooß; ich sahe nicht und hörte nicht, und alle meine Sinne waren wie vernichtet. Als ich zu mir selbst kam, waren meine ersten Worte: meine Tochter! Aber Franz war mit ihr verschwunden. Ich brach im Uebermaaße meines Schmerzens, in bittre Verwünschungen aus; aber bald brach sich mein Schmerz in Thränen, als ich mein Mädchen, und die beyden Bedienten, die mir mitgegeben waren, mit nassen Augen um mich stehen, und mich mit tiefer Rührung anblicken sahe.

Urtheile von meiner Verzweiflung, Josephe. Eine einzige Idee lebte in meinem Herzen auf, und gewährte mir Trost! ich glaubte zu fühlen, daß meine Liebe zu Donauweil endlich dem Hasse Platz mache; ich glaubte, ihn verwünschen und verabscheuen zu können, und die Vorstellung, daß ich dadurch mich eingermaaßen an ihm rächen könnte, schien meinen Schmerz zu lindern.

Ich kam endlich nach dem Orte meiner Verbannung: es war mir, als ob man mich in ein Grab versenkte. Nicht das Aeussere des Hauses war mir so fürchterlich; aber der quaalvolle Zustand meines Herzens würde mir eine finstre Höhle, und ein marmornes Zauberschloß gleich fürchterlich gemacht haben.

Alle mein Muth verließ mich, wenn ich meinen jetzigen Zustand mit meinem vorigen verglich! Ich kannte sonst kein Unglück: ich liebte und wurde geliebt: ein vergangener glücklicher Tag war immer der Vorgänger eines folgenden noch glücklichern Tages; ich war Freundin, Liebhaberin, Gattin und Mutter: die Wollust, welche jeder dieser Namen einzeln gewährt, konnte schon unbeschreiblich glücklich machen, und ich genoß die Wollust von allen zugleich! Wenn ich daran dachte, so verließ mich meine Fassung, und bittre Verzweiflung trat an ihre Stelle. In der ersten Anwandlung derselben, ich muß es Dir gestehen, Josephe, ergriff ich ein Pistol: ich wolte losdrücken; aber plötzlich glaubte ich in der Verwirrung meiner Sinne die Stimme meiner Fanny zu hören; und das Gewehr sank mir aus den Händen.

Ich muß Dir alles gestehen, Josephe: noch eine andre Empfindung, deren Wesen ich mir nicht erklären konnte, und welcher ich nicht tiefer nachzudenken wage, vereinigte sich mit jener Regung mütterlicher Zärtlichkeit, um mir das Pistol aus der Hand zu winden. Solte diese Empfindung — Gott! solte sie Liebe seyn — O, ich würde dies elende Herz durchbohren — Nein, ich hasse, ich verabscheue Donauweil! Er verdient es, der Unmenschliche! Nicht genug, daß er mich seiner Laune aufopferte, er hielt mich noch nicht für unglücklich genug: er raubte mir auch noch meine Tochter!

Aber sage mir, Josephe, begreifst Du diese Unmenschlichkeit? Kannst Du ihre Veranlassung ergrübeln? Was ist aus Donauweil geworden? Was für eine Furie, was für ein Dämon ist in ihn gefahren? Er war nie grausam, nie böse — — aber, warum gönne ich ihm auch noch einen Gedanken, ihm, der nicht mehr an mich denkt, der mich vielleicht ganz vergessen hat! Was liegt mir daran, den Zustand seines Herzens zu wissen, aus welchem er mich auf ewig verbannt hat! O, Josephe, alles hat man mir entrissen, bewahre mir nur Deine Freundschaft! Schreib an mich, tröste

mich,

mich, und gieb mir Muth, wenn Du kannst, die Bürde dieses Lebens länger zu tragen.

XXVIII.
Salbach an Donauweil.

Erinnerst Du Dich noch, Donauweil, daß ich Dich gleich beym Anfange Deines Abentheuers merken ließ, daß die simpelste Sache von der Welt unter Deinen Händen zu einer ärgerlichen Stadtgeschichte werden würde? Verdiene ich nicht, entweder, als Prophet kanonisirt, oder, als Hexenmeister verbannt zu werden? Wahrhaftig, Du hast einen. Meisterstreich gemacht! Wie, Du hast Albertinen fortgeschaft? das heißt, Du weißt keinen Mittelweg, zwischen: seine Frau lieben und sie fortschaffen? Diese beyden Extreme sind ein wenig gewaltthätig, lieber Freund! Was solte aus der Welt werden, wenn alle Hausherrn so pünktlich und strikt wären? Wie viel Geschlechter wären ausgegangen, wenn man seine Frau fortschaffen müste, so bald man sie nicht mehr liebt.

Im Ernst, Donauweil, Dein Verfahren ist abscheulich: Du darfst Dich nicht mehr in der

Welt sehn lassen, wenn Deine Geschichte mit allen ihren Umständen ruchtbar würde. Weil die jüngferliche Sophie nicht Deine Maitresse werden will, so jagst Du Deine Frau fort. Hast Du auch Albertinen ihre Verbrechen förmlich kund gethan, als Du diese schöne Sentenz über sie aussprachst; und wenn sie Dich gefragt hat: womit habe ich dies verdient? so hast Du ihr doch in Deinem gerechten Grimme geantwortet: Du bist meine Gemahlin?

Aber sage mir, was hoffst Du für Nutzen von dieser Trennung? Ist Albertine darum nicht mehr Deine Gemahlin, und bist Du nicht mehr ihr Gemahl, wenn ihr fünf und zwanzig Meilen aus einander wohnt? Wenn Du meinem Rathe folgen willst, so laß sie sobald als möglich zurückkommen; und Du kannst aussprengen, daß sie ihrer Gesundheit wegen eine Zeitlang auf dem Lande gewesen sey. So erzähle ich wenigstens überall Deine Geschichte. Wer seine Freunde liebt, muß auch ihren guten Namen lieben! Ueber meinen guten Namen wache ich eben so eifrig als Sophie über ihre Unschuld. Es ist ein sonderbares Ding, diese Sophie; und ich rathe Dir, nicht weiter an sie zu denken, oder Dich wenigstens von Deiner jetzigen

Art sie zu lieben, los zu machen. Die Leidenschaften führen uns weit, guter Freund; und alles genau erwogen, ist es besser, seine Leidenschaften, als seine Frau fortzuschaffen.

Soll ich Dir sagen, was Du ähnliches mit mir hast? Du hast nicht eine Tugend weniger als ich, begehst aber jährlich wenigstens hundert Narrheiten mehr.

XXIX.

Donauweil an Salbach.

Ich bitte Dich, Salbach, liebe meinen guten Namen etwas weniger, und mich etwas mehr. Sey nicht mein Henker, und bring mich nicht mit Deinen Einwendungen um! Wenn Du wüstest, was ich leide, so würdest Du mich nicht noch vollends mit Deinen verwünschten moralischen Betrachtungen rasend machen. Sage mir kein Wort mehr von Albertinen: das verwünschte Band, welches mich an sie knüpft, die Quaalen die sie mir macht, die Quaalen die ich über sie ergehen lasse: alles drückt mich, drängt mich, und bringt mich um Sinne und Verstand. Behalte Deine abge-

abgezirkelten Tugendlehren für Dich, oder gieb mir zugleich Dein Herz von Eis, so werde ich sie ausüben können. Wiederhole mir nicht, was ich selbst weiß: daß meine Leidenschaften mit meinem Verstande durchgehen. Nur die Liebe bringt mir Quaalen, ich will nur von ihr gequält seyn: sie verbittert mir das Leben, sie wird auch meinen Tod beschleunigen: das weiß ich, das fühle ich. Aber – ich will, was ich will! Meine Trennung von Albertinen sey gerecht oder ungerecht: sie war nothwendig. Ich glaube nicht, daß sie mir Sophien wieder verschaffen wird; ich hatte keinen festen Plan dabey: ich folgte blos dem Drange meines blutenden Herzens. Es war genug, daß ich die einbüßte, die ich liebe: ich wollte nicht noch die um mich haben, die ich hasse – – O Sophie, Sophie! Ich wäre glücklich, wenn du es gewollt hättest! –

Aber, sage mir, Salbach, sollte ich alle Hofnung verloren haben? Glaubst Du, daß ihr Herz auf ewig für mich dahin ist? Glaubst Du nicht, daß ihre Liebe – – Aber nein, sie liebte mich nie! Hätte sie mich geliebt, so liebte sie mich noch: sie hätte mich nicht verstoßen: ich stürbe nicht vor Verzweiflung. O Salbach, wie beneide ich Dir

Dein Phlegma, Deine meuchelmörderische Kälte, Deinen Seelenschlaf, Deinen Seelentod! Wenn Du mir einen Rath geben willst, so gieb ihn mir zu Gunsten meiner Liebe. Laß mir meinen Schmerz und meine Verzweiflung, wenn Du sie nicht lindern kannst, und treib nicht Deinen Scherz mit mir. Du siehst meinen peinvollen Zustand, und behältst die Hände im Schooß! Wenn Du je lieben solltest, Unmensch, so wünsche ich Dir eine Geliebte, wie meine Sophie, und einen Freund, wie Du.

XXX.

Salbach an Donauweil.

Dein letzter Brief ist herrlich, Donauweil, herrlich und unvergleichlich! Wenn ich nicht wüste, daß die Tiefverliebten selten sehr höflich sind, so würde ich — — Wahrhaftig, Du behandelst mich, als ob ich Deine — Frau wäre. Aber bedenke nur, Freund, daß ich Dir eben so wenig als sie den Besitz deiner Sophie erschwert habe, und daß es nicht meine Schuld ist, wenn Du nicht schon Dein Glück bey ihr gemacht, und schon eben dieses Glückes wieder satt hast.

Ich will also Deiner Schwachheit schmeicheln, lieber Graf: die Liebhaber verdienen Schonung, besonders die unglücklichen Liebhaber. Nur mach mir kein Verbrechen daraus, daß ich unmögliche Dinge nicht möglich machen kann. Sonst bin ich ganz zu Deinen Diensten: Befiehl mir, und ich will blindlings gehorchen! Nutze meine Freundschaft, statt sie zu verschreyen! Du sollst bey allen Gelegenheiten an mir einen Pylades finden; doch weiß ich, daß Du den Orest noch besser machen wirst. Adieu.

XXXI.

Donauweil an Salbach.

Salbach, lieber Salbach, drücke mich nicht zu Boden! Kannst Du glauben, daß ich Dich hätte beleidigen wollen. Je ungegründeter meine Klagen, je ungerechter meine Vorwürfe sind: desto mehr bin ich zu bedauren, desto würdiger bin ich Deines Mitleids. Die Verzweiflung hat mir den Verstand geraubt. Du bist Meister Deiner Sinne: kann Dich ein Sinnloser beleidigen? Ich bin dieser Sinnlose; alle meine Ideen und Vorstellungen sind Kinder eines ewigen, schmerzlichen

Wahnsinns. Habe Mitleid mit Deinem Freund! – Sophie – Albertine – diese sind es, die mir das Herz zerreissen! Mein Verstand ist krank, Salbach: mein Gehirn brennt und erfriert wechselsweise. Ich kenne mich selbst nicht mehr, und werde auch Andern unkenntlich. Bey unsrer Freundschaft beschwöre ich Dich, Salbach, thu' etwas für mich bey der hartherzigen Sophie. Ich will an sie schreiben, ich will Dir den Brief überschikken, und Du siegelst ihn, wenn Du ihn gelesen hast. Du weißt, wo Sophie zu finden ist! verschaffe Dir Zutritt, und übergieb ihr den Brief in eigener Person. Erfahrung und Freundschaft werden Deine Schritte leiten. Stelle ihr vor, was ich für sie leide. Laß Dich nicht abschrecken, Salbach: Bedenke, daß das Leben Deines Freundes davon abhängt. Wirf Dich ihr zu Füssen, wenn es seyn muß; schwöre ihr, daß ich sie anbete, daß ich für sie sterbe. Woltest Du das wohl thun, lieber Salbach? woltest Du wohl dies Opfer unserer Freundschaft bringen? Ja, ich hoffe dies von Dir; nimm den Brief; Sophie muß ihn unter Deinen Augen lesen; sprich für Deinen Freund, und rechtfertige ihn. Ich verlange zur einzigen und letzten Gnade nichts von ihr, als eine Unterredung. Ich will schweigen, wenn sie es befiehlt;

ich will nicht von Liebe sprechen. Sie mag mich allein, oder in Gesellschaft sehen wollen, wenn ich sie nur sehen soll. Antworte mir sogleich, und schreib mir: ob ich auf Dich rechnen kann? O, Salbach, ich werde Dir vielleicht mein Leben zu danken haben.

XXXII.

Donauweil an Sophien.

Ja, Sophie, von Donauweil ist dieser Brief: werfen Sie ihn nicht mit Abscheu von sich. Er ist nicht mehr jener verwegene, schuldbeladene Liebhaber, dessen Klagen in Drohung ausarteten. Er erröthet über seine ungerechten Vorwürfe und über seine ungebändigte Hitze, die Sie aber nur auf Rechnung seiner Leidenschaft und seiner Verzweiflung setzen müssen. Ja, Sophie, ich erkenne und bekenne mein Verbrechen: ich hätte mehr Achtung für Ihre Tugend haben sollen. Aber meine Liebe machte mich zum Verbrecher; und ach! ich werde ein Verbrecher bleiben müssen, weil ich nicht aufhören kann, Sie zu lieben. Ich liebe Sie ohne Hofnung, und doch werde ich Sie ewig lieben. — — Aber ich fühle, Sophie, daß ich

Sie hier nicht lange mehr lieben werde, denn bald wird sich mein Leben mit meiner Liebe endigen! —

O, nur ein Wort, Sophie, nur ein Wort von Ihnen kann mich ins Leben zurück rufen; aber Sie können dies einzige Wort nicht aussprechen — — So will ich dann sterben, ohne mich zu beklagen; aber werden Sie noch die letzte Gunst, um welche ich Sie jetzt weinend bitte, mir versagen? Um der Liebe willen, die Sie einst für mich fühlten, und jetzt nicht mehr fühlen: erlauben Sie mir, daß ich Sie noch einmal sehen, daß mein brechendes Auge noch einmal auf Ihnen verweilen, daß ich Ihnen das letzte Lebewohl sagen darf! Nehmen Sie, wenn es seyn muß, meinen Besuch unter den Augen einer Freundin an: ich werde meine Klagen und meine Liebe im Innersten meines Herzens verbergen; ich werde meinen Mund und meine Blicke zum Stillschweigen verdammen. Zu Ihren Füssen will ich mein Verbrechen bekennen, und um Ihr Mitleid flehen: Nur diese sieben Worte will ich von Ihnen hören: Donauweil, stirb in Frieden; ich verzeihe dir! O, Sophie, werden Sie mir diesen letzten armen Trost versagen? Werden Sie einem Unglücklichen versagen, den Sie einst liebten, was

Sie sonder Zweifel Ihren Feinden nicht versagen würden. Mich nicht lieben wollen, ach! dies war vielleicht Tugend; aber Sophie, mir diese letzte Gnade abschlagen, wäre unmenschlich; und dies ist Ihr Herz nicht.

Ein Freund von mir wird Ihnen diesen Brief aushändigen. Könnte es ihm doch gelingen, in Ihrem Herzen, das sonst so fein fühlte, Mitleid für mich zu erwecken! Möchten doch diese Worte, die ich an Sie schreibe, nicht mein letztes Lebewohl seyn!

XXXIII.

Salbach an Donauweil.

Das ist wieder einer von den Einfällen, die nur Du haben kannst, und die man nur Dir verzeiht: Du machst mich also zum Bevollmächtigten in Deiner Liebe? Hättest Du mir doch zugleich ein Stäbchen geschickt, welches von zwey Schlangen umwunden wäre; die Freundschaft hätte mir die Flügel angesetzt, und so könnte ich in mythologischem Costüm vor ihr erscheinen. Erschrick nicht, Donauweil, daß Du hieran nicht gedacht hast: ich will deshalb doch meine Pflicht nach allen Kräften

thun;

thun; will mich auch ohne Einwendungen den Obliegenheiten meines neuen Amtes unterziehen. Ich bin ein wenig Philosoph, und sehe deshalb manche Dinge anders als gewöhnliche Menschen an. Ueberdies muß man in allen Dingen nur den Zweck beäugen; und ich bilde mir ein, daß ich ein sehr gutes Werk stiften werde, wenn ich Dich mit Sophien wieder aussöhne. Ich glaube, das einzige Mittel wider Deine Liebe ist, ihre Wünsche zu befriedigen: Du würdest Albertinen besser behandeln, wenn Du von Sophien besser behandelt würdest; mit einem Wort: es ist nöthig, daß Du beglückter Liebhaber wirst, wenn Du ein getreuer Ehegatte werden sollst. Siehe, Donauweil, ich philosophire wie ein Engel: leuchtet Dir die Reinigkeit meiner Moral nicht eben so ein, wie mir? Mein Wunsch und Wille ist offenbar, Dich mit Deiner Frau auszusöhnen; und solch ein wohlthätiger Zweck muß meine Absichten und mein neues Amt nothwendig veredlen. Aber glaubst Du nicht, Donauweil, daß unsre Damen meinen Plan, wenn sie Wind davon bekämen, höchst erbaulich finden würden? –

„Baron Salbach, Friedensvermittler
„zwischen Mann und Frau!“ —

Ich läugne nicht, daß ich mich in dieser Angelegenheit ein wenig Schüler finde; aber ich werde

de es troz dem, an Eifer und Freundschaft dabey nicht fehlen lassen. Doch möchte ich Dich vorher, noch ehe ich Hand ans Werk lege, noch sprechen: Deine Sophie ist eine gar zu sonderbare, und mir ganz neue weibliche Naturerscheinung! ich bilde mir ein, daß ihre Schönheit keiner Schönheit gleicht, die wir — nicht schon gesehen haben solten! Oder sieht sie doch wohl aus, wie alle übrigen unserer Zeitgenoßinnen! Freylich, ihrem Charakter nach, muß man wohl ein paar Jahrhunderte abwärts, oder aufwärts steigen. Sage mir, spricht sie in eben der Zunge, wie unsre übrigen Weiber? Oder — doch, wie gesagt, über das alles muß ich mir mündliche Auskunft von Dir holen.

XXXIV.

Salbach an Donauweil.

Mein Auftrag ist ausgerichtet, Donauweil. Ich habe Sophien gesehen, und ihr Deinen Brief ausgehändigt. Hier ist die Geschichte meiner Unternehmung:

Ich ließ mich bey ihr als ein Fremder aus Berlin melden, der kürzlich in Wien angekommen

wäre. So wurde ich ohne Umstände vor sie gelassen. Nach den ersten Complimenten und Gegencomplimenten, sagte sie: Sie sind wohl schwerlich in Berlin gebohren? Nein, erwiederte ich: gebohren nicht; aber ich habe einen grossen Theil meines Lebens daselbst zugebracht! – Sie ließ sich dies gefallen.

Ich muß Dir gestehen, Donauweil, daß ich sie würklich reitzend, sehr reitzend gefunden habe! Es gieng mir sogar einige Augenblicke hindurch sehr nahe, daß ich nur den Stellvertreter spielen muste. Dies sey im Vorbeygehen zum Lobe ihrer Schönheit gesagt: es muß Deiner Liebe schmeicheln, ohne sie zu beunruhigen. Du weist, daß ich Lebensart verstehe: ich bin Dein Freund, ich wollte die hohe und edle Würde, womit Du mich bekleidet hast, nicht Lügen strafen. Aber weiter:

Es war nöthig, daß ich auf den Endzweck meines Besuchs kam. Ich sagte ihr nach einigen Umschweifen, daß ich wirklich aus Berlin käme, daß ich aber wegen einer Angelegenheit aus Wien geneigtes Gehör verlangte. Diese Worte öfneten ihr die Augen; und ich glaubte in ihren Blikken sehr deutlich zu lesen, daß sie es bereuete, für

mich zu Hause gewesen zu seyn. Aber wir waren einmal zu tief hinein, als daß sie ohne Unhöflichkeit hätte zurückziehen können. Sie schien sich zur Gegenwehr fertig zu machen; und ich drängte alle meine Kräfte zum Angriff zusammen. Den Anfang machte ich damit, daß ich ihr Deinen Brief überreichte. Sie besah flüchtig die Aufschrift und sagte: Ich kenne diese Hand, und weiß, was der Brief enthält: meine Antwort darauf ist schon gegeben! – Dieser Bescheid, so nachdrücklich er war, hob mich doch nicht aus dem Sattel. Sie wollen doch nicht, erwiederte ich: daß ich diese Antwort meinem Freunde, den sie an den Rand des Grabes gebracht haben, zurücksagen soll? Wenn Sie der Ehre Pflichten schuldig sind, hat darum die Menschlichkeit weniger Ansprüche auf Ihr Herz? – Du wirst mir eingestehen, Donauweil, daß dieser Einwurf nicht übel gestellt war. – „Ich sehe, Herr Baron, daß sie von allem unterrichtet sind! erwiederte sie: Vielleicht hätte man die Verlegenheit, in die solch eine Erklärung mich setzen muste, mir ersparen, und mir nicht, auch vor ihnen, Schaamröthe abpressen sollen; ich kann, glaube ich, diesen neuen Schritt billig zu den übrigen Beleidigungen zählen, die sich ihr Freund gegen mich erlaubt hat“ –

Ich

Ich wollte Dich rechtfertigen, aber sie unterbrach mich, und fuhr fort:

„Seyn sie ruhig, ich will dies übersehen, und ihnen eingestehen, daß ich, nach den schreyenden Bosheiten, die er sich erlaubt hat, sehr eigensinnig seyn müste, mich an einer Unbescheidenheit zu stossen. Doch vor allen Dingen, Herr Baron, erlauben sie mir, daß ich sie um einen Rath, und um Antwort auf eine Frage bitte! Ich halte sie für einen rechtlichen und ehrliebenden Mann; sie wissen, daß ich Donauweils Gemahlin nicht werden kann; also rathen sie mir: unter welch einem Titel soll ich die Seinige werden?“

Wahrhaftig, Donauweil, diese unerwartete Anrede brachte mich ausser Fassung: sie sagte sie mit einem Tone, worin sich Ironie und Aufrichtigkeit sehr sichtbar beysammen fanden.

Die Antwort auf diese Frage steht in diesem Briefe! erwiederte ich endlich: Sie werden darin finden, was mein unglücklicher Freund von ihnen verlangt. Sie können sich die Mühe des Selbstlesens ersparen, wenn sie mir erlauben, daß ich ihn erbrechen und vorlesen kann! — Wirklich brachte ich es dahin,

hin, daß sie die Worte, die sie nicht lesen wollte, hören muste. Ich war warm, und deshalb las ich ihr den Brief mit so viel Theilnehmung und Pathos, daß ich ein paar verstohlne Thränen über ihre Wangen rollen sah. Ich selbst bekam nasse Augen; aber ich kann Dir nicht genau sagen, ob Dein Brief, oder ihre Thränen, mir dieses Wasser abstahlen. Gewiß ist es, daß dieser Auftritt keiner der lächerlichsten war. Noch war sie damit beschäftigt, die Tropfen abzutrocknen, die ihr, wie sie vermuthete, von mir unbemerkt, entschlüpften, als ich das Wort nahm: Sie sehen, sagte ich, in was für einen trostlosen Zustand seine Leidenschaft ihn versetzt hat. Ich berge ihnen nicht, daß ich ihm oft Vorstellungen darüber gethan, daß ich mir zuweilen sogar geschmeichelt habe, ihn davon zu heilen; aber, nachdem ich sie gesehen habe, wundert es mich nicht mehr, wenn alle meine Vorstellungen vergeblich waren. — O, Herr Baron, erwiederte sie mit einer Miene, die ironisch seyn sollte: ich zweifle nicht, daß er daran sterben wird! Aber ich — aber was kann ich thun? Was will er, daß ich für ihn thun soll? — O, rief ich: er verlangt keine Unmöglichkeiten von ihnen. — Aber, Herr Baron, er wird doch keinen Besuch von mir verlangen, wenn er so krank ist, daß er nicht zu mir kommen

kann?

kann? Und ist er nicht so krank, so bedarf er meiner nicht.

Du siehst, Donauweil, daß sie auf alles eine Antwort hatte, und daß ich meines Kopfes gar sehr bey ihr bedurfte. Ich bat sie, ich drang in sie; aber ich bemerkte, daß ich ihr das Herz zerriß, ohne ihren Endschluß beugen zu können. Indessen wollte ich doch nicht ganz unverrichteter Sache gehen, wie ich gekommen war: kurz, ich erpreßte, durch mein hartnäckiges Draufbestehen, doch etwas von ihr: Da sie sich nicht entschliessen konnte, die wichtigen sieben Worte, die Du Dir, als letzte Gnade von ihr erflehest, Dir mündlich zu sagen; so erhielt ich von ihr, daß sie dieselben wenigstens niederschrieb, und noch vier andre obendrein! Jetzt erbrich beyliegendes Billet:

Sophie an Donauweil.

Leben Sie in Frieden! Ich verzeihe Ihnen! Ich hasse Sie nicht!

Sophie.

Du siehst, daß sie, statt der Worte, stirb in Frieden, die Du verlangtest, gesetzt hat: leben Sie in Frieden! das ist höflicher und besser.

Dies ist also alles, lieber Donauweil, was ich Dir zu Gunsten von ihr erpressen konnte. Es ist sehr wenig, gegen die Mühe gerechnet, die ich mir gegeben habe; aber ich schwöre Dir, daß Du auch dies wenige, wenn Du selbst zugehört und zugesehen hättest, für keine kleine Trophäe halten würdest.

Schließlich kann ich Dir nicht verhalten, daß Ihr ein paar seltsame Geschöpfe seyd! das Lächerlichste bey dieser ganzen Sache ist, daß eben diese Sophie, die Dich so barbarisch drückt, Dich bis zum närrisch werden liebt. Sonst ist der Handel geschlossen wenn man sich liebt; aber bey Euch ist noch nichts gethan, wenn man sich nur liebt. Donauweil kann nicht glücklich seyn, aber er setzt seinen Kopf drauf, Sophien zu lieben! Sophie liebt Donauweil, will ihn nur nicht glücklich machen! Das ist, am gelindesten gesagt: höchst seltsam; und ich fühle mich je länger je stärker versucht, Eure Geschichte zu schreiben und drucken zu lassen. Lebe wohl, lieber Freund. Ich hoffe, Dich diesen Abend zu sehen, und bin Willens, Dir pünktlich auf alle die Fragen zu antworten, die Du mir, nach aller Wahrscheinlichkeit, wohl noch in Menge vorzulegen haben wirst.

XXXV.

Albertine an Donauweil.

Nein, Donauweil, länger kann ich nicht schweigen: mein Schmerz soll zu Dir sprechen, wenn Du auch meinen Brief mit stillschweigender Verachtung beantwortest. Hättest Du an dem Tage, wo Du das Verbannungsurtheil über mich aussprachest, alle die Leiden, die Du mir dadurch erwecken würdest, vorher gesehen, Du würdest vor Deinem unmenschlichen Endschlusse zurück gebebt seyn. Du glaubtest vielleicht, daß meine Entfernung von Wien mein gröster Unfall seyn, und daß ich nur von der Langenweile einer geräuschlosen Einsamkeit leiden würde; aber ich muß Dich aus diesem Irrthum reissen, Donauweil: Nicht Verbannung, nicht Einsamkeit erwecken mir Quaal, aber, daß ich Dich nicht sehe, daß Du mich nicht mehr liebst, dies ist meine Quaal. Ich bedaure nichts, als Deinen Verlust; und ich hätte nichts verloren, wenn Du mir in meine Einsamkeit gefolgt wärst! Beurtheile meine Leiden hiernach, und bedenke, ob es Dein Vorsatz seyn konnte, mein Unglück auf seine höchste Staffel zu treiben. Und doch habe ich kein anderes Verbrechen begangen, als daß ich Dir durch das Uebermaß meiner Liebe

mißfiel. O, Donauweil, als Du mich mit solcher Härte von Dir entferntest, schmeichelte sich mein beleidigtes Herz, Dich hassen zu können; ich hofte, meiner Liebe zu Dir zu vergessen, wenn ich lebhaft an Deine Hartherzigkeit dächte; ich glaubte, daß die Erinnerung an Dein grausames Verfahren mir dasselbe erträglicher machen, und mich bald an mein Exil gewöhnen würde; aber kaum war ich daselbst angelangt, als sich der Unwille über Deine Beleidigungen verlor, und mir nichts übrig blieb, als – Liebe. Konntest Du diese zärtliche Liebe hintergehen? Eine Andre, o Gott! eine Andre, hat mir Dein Herz entrissen! Hat sie meine Stelle ganz einnehmen können? Hat sie aber auch in diese Stelle alle die Liebe herüber gebracht, die ich für Dich fühlte? Nein, glaube dies nicht, Donauweil!

O, Donauweil, habe Mitleiden mit der unglücklichen Albertine: ich verberge Dir meine Empfindungen nicht; sey es Tugend oder Schwäche: ich kann nicht ohne Dich leben, ich schmachte, ich sterbe, von Dir entfernt. Laß mein Exil aufhören, ich beschwöre Dich darum, und dies von Dir zu erflehen, ist der Zweck dieses Briefes. Ich klage Dich nicht an, ich flehe um Verzeihung, ich

werfe

werfe mich Dir zu Füssen! Gnade, Donauweil! Habe Mitleid, und ruf mich zurück, damit ich Dich wieder sehen kann: diese einzige Gunst ist es, die ich von Dir verlange. Gieb mir, wenn Du willst, keinen Titel; ich verlange keinen; ich verlange nur als Fremde zugelassen zu werden. Ich fodre kein Vorrecht; da ich die Rechte der Geliebten verlohren habe, entsage ich auch den Rechten der Gemahlin. Ich lebte nur für Dich, nur durch Dich; Deine Liebe war mein Reichthum, mein Rang und Titel; Du liebst mich nicht mehr, und verlohren sind für mich Titel, Rang und Reichthum. Nur erlaube mir, daß ich Dich wieder sehen darf. Da Du mich nicht lieben kannst, so thue Dir Gewalt an: und dulde mich wenigstens. Ja, Donauweil, selbst wenn ich meine glückliche Nebenbuhlerin sehen müste, so verspreche ich Dir – ich will mich überwinden – der Liebe wegen, die Du für sie hast; auch nicht der Laut des Verdrusses soll mir entfahren – – Donauweil, meine Thränen tröpfeln auf diese Worte; ich würde vielleicht sterben bey ihrem Anblick – aber ich würde Wort halten, hätte ich Dich doch wieder gesehen! –

— — —

Meine Thränen unterbrachen vorhin diesen Brief; ich setze ihn jetzt fort, und flehe von neuem

 Dein

Dein Mitleid an, mich zu hören: Du bist es Dir selbst, und der Ruhe Deines Lebens schuldig. Der Tod kömmt nicht immer auf den ersten Ruf der Unglücklichen: er erhört oft ihr Flehen erst sehr spät.. Wenn er, troz dem Uebermasse meines Schmerzens, noch lange säumte; wenn er meine Standhaftigkeit ermüdete, und ich selbst verbrecherische Hand an mich legte! — — Aber ach! vielleicht glaubst Du, da Du diese Worte liesest, daß mein gewaltsamer Tod Dir Deine Freyheit zurückgeben würde! O, Donauweil, Deine Leidenschaft blendet Dich; ich sage es Dir vorher, es wird eine Zeit kommen, wo Du den Tod Albertinens beweinen wirst; die Binde wird Dir von den Augen fallen, und Du wirst nichts in Dir sehen, als den Mörder Deiner Gemahlin. Knieend beschwöre ich Dich, bey der unschuldigen Fanny, die Deinen Haß nicht mir theilt, beschwöre ich Dich, erspare mir ein Verbrechen, und Dir eine Quaal, die sich nur mit Deinem Tode endigen kann. Würdige mich wenigstens einer Antwort! Wenn sie günstig ausfiele, wenn Du mir meine Bitte nicht abschlügest; so wird selbst die Krankheit, die mich an mein Bette fesselt, mich nicht verhindern, zu Deinen Füssen zu fliegen.

XXXVI.
Salbach an Donauweil.

Du bist gar nicht mehr zu kennen, Donauweil. Du schleichst umher wie ein Schatten, und alle Deine Handlungen, Reden und Gebährden, bezeichnen einen Lebendigtodten. Es ist hohe Zeit, daß Du Dein trauriges Abentheuer abbrichst: die ganze Stadt spricht schon davon. Wenn man Dir Dein Verfahren bloß verdächte, so wäre es Kinderey; aber man lacht darüber, Donauweil, bedenke nur, man lacht drüber. Du weißt, was das sagen will. Deine Geschichte ist das Mährchen des Tages; und es giebt kein Haus, wo man nicht täglich ein Kapitel aus den wunderbaren Begebenheiten Donauweils und seiner hartherzigen Maitresse recitirte. Aufrichtig gesagt: es gehört die ganze Stärke meiner Freundschaft dazu, um Dich nicht vor der Welt zu verleugnen. Ich bin in Verzweiflung, Dir dies sagen zu müssen; aber wahrhaftig, ich komme nie zu Hause, ohne ein Magazin von Bonmots und witzigen Einfällen über Deine thränen- und schmerzenreiche Liebschaft eingesammlet zu haben. Auch bekenne ich Dir, daß ich es, wenn ich nicht Dein Freund wäre, sehr spashaft würde gefunden haben, daß Du Albertinen

ften in Verzweiflung, und Dich selbst bis auf zwey Finger breit dem Grabe nahe bringst; und das alles blos darum, weil eine gewisse Sophie übler Laune ist. Solche Dinge müssen unerhört und wunderbar scheinen. Ein Franzose hätte an Deiner Stelle zwey oder drey Couplets auf sie gemacht, und die ganze Geschichte wäre vergessen gewesen.

Doch es ist noch nicht alles verloren; Du kannst Deinen guten Namen noch retten; nur eile, da es jetzt noch Zeit ist. Eindrücke dieser Art, die man auf die Welt macht, sind schwer zu verwischen. Es ist schon grosse Gefahr dabey, sich nur ein einzigesmal lächerlich zu kleiden; ein solcher Anzug hat das eigne, daß er dem Körper, der einmal von ihm umschlossen wurde, auf ewig eine lächerliche Falte eindrückt. Nähere Dich doch wieder mir, das heißt, der Vernunft: ich speise heute Abend bey meiner Sängerin, dem niedlichsten kleinen Engel, der je am Firmamente der Oper schwebte. Sie ist ein lebendiges Bonmot, sie ist die Munterkeit selbst. Alles tanzt, alles hüpft und singt an ihr. Ich möchte wohl sehen, was Dein Schmerz unter ihren Augen für Gesichter schnitte. Auch dient zur schuldigen Nachricht, daß sie nicht

ganz

ganz so jungferlich ist, wie Deine Sophie. Aber deshalb ist sie mir um desto lieber. Doch gestehe ich, daß Deine Sophie mir interessant ist; sie würde es noch mehr seyn, wenn sie vernünftiger wäre. Ich schwöre Dir, daß ich an ihrer ganzen Person nichts als ihre Tugend auszusetzen finde.

Adieu, Donauweil. Wenn Du bey unserm Souper erscheinst, so verspreche ich mir Wunderdinge. Nur siehe zu, daß Du vorher Deine finstre Stirne aufheiterst, und besonders die Miene des gemißhandelten Liebhabers abzulegen strebst. Meine kleine Sängerin sieht gewöhnlich nur Beglückte um sich. Sie gießt Freude um sich her aus, wie die Sonne Lichtstrahlen. Auch Musik werden wir haben; kurz, es soll nichts zum Wohlleben mangeln. Ich habe Dich angekündigt, und Du must durchaus kommen. Also keine Entschuldigungen; oder ich breche mit Dir.

XXXVII.

Donauweil an Salbach.

Du bist immer sehr glücklich in der Wahl Deiner Lehren, im Vortrage derselben, und in der

Zeit,

Zeit, wo Du sie mir am gelegensten und heilsamsten vortragen kannst. Ich beschwöre Dich, Salbach, sprich nicht mehr von meiner Liebe, oder steh mir in derselben bey. Unmensch, wenn Dein versteinertes Herz wüste, was Liebe wäre, so würdest Du mich nicht so peinigen! Laß mich meinen Weg gehen: wenn Du mein Unglück nicht mildern kannst, so solltest Du wenigstens Achtung für dasselbe haben. Was sagst Du mir von der Welt und ihren Freuden? Von Sophien sprich mit mir. Der Haß oder die Liebe Sophiens: dies ist es, was ich auf dieser Welt noch zu fürchten oder zu wünschen habe. In dem Augenblick, wo ich sie sahe, starb die ganze übrige Welt um mich her. Du kennst die Liebe sehr schlecht, wenn Du sie mit Drohungen der Lächerlichkeit zu unterdrücken meynst. Laß mich, laß mich nach Sophien schmachten, weinen und ringen; ich muß glücklich seyn, oder sterben. Laß mich: Du kannst meinen Schmerz nicht lindern, und ich störe Dich in Deinen Freuden.

XXXVIII.

Salbach an Donauweil.

Ich könnte Dir wegen Deiner gestrigen Aufführung tausend Vorwürfe machen: Du wärst nicht

zu meinem Souper gekommen, wenn ich Dich nicht mit Gewalt abgeholt hätte. Du bist also nur zu haben, wenn man Dich entführt. Wenn ich Lust hätte zu zanken – – doch unser Friede ist gestern bey voller Versammlung geschlossen; wir haben den heiligen Becher getrunken, und meine Moral und Deine Beleidigungen darinn ertränkt. Jetzt sehe ich wohl, warum Du den Friedensschluß mit mir beschleunigt hast: Du brauchtest Deiner vereinigten Macht, um einem neuen Feinde, der gegen Dich anrückt, die Spitze zu bieten. Die Angriffe, die Du nun wirst abzuschlagen haben, werden hitziger seyn, als alle die Schlachten, die ich Dir bis jetzt geliefert habe. Sieburg ist also aus England zurück gekommen! Sieburg, der schreckliche Sieburg, mit seiner fürchterlichen Tugend, die während seines fünfjährigen Aufenthalts in England noch wilder und hartköpfiger geworden seyn wird. Der wird Dir predigen, wenn er Deine neuesten Rathen und Thaten vernimmt! Aber, was will er hier? dieser tugendhafte Bär sollte in den Wäldern von Galizien brüllen. Doch was ich jetzt von ihm sage, ist so böse nicht gemeynt: Graf Sieburg ist Dein Freund, Dein verehrter Freund. Aber meine Tugenden vertragen sich nicht mit den seinigen, weil sie aus den Zeiten der

Sünd-

Sündfluth herstammen. Gieb Acht, meine Moral hat Dich nur geblänkert; seine Moral wird Dich kanoniren. Jeder Deiner Schritte mit Sophien wird ihm nicht lächerlich, sondern verbrecherisch scheinen. Es ist ein entsetzlicher Casuist. Ich möchte ihn nicht zum Schiedsrichter in meinen kleinen Gewissensangelegenheiten haben; und auch Dir rathe ich nicht, ihn zu Deinem Vertrauten zu machen. Zwar wirst Du Dich schwerlich von ihm loswinden können: er wird Albertinen sehen wollen. Was wirst Du antworten, wenn er nach ihr fragt?

Noch ein Wort, Donauweil: Ich kann Dir schon einen kleinen leichten Vorwurf machen, ohne wider unsere Friedensartikel zu verstossen. Die kleine Sängerin ist mit dem Eindruck, den ihre Reitze auf Dich gemacht haben, nicht zufrieden. Deine Indisposition diente mir zur Entschuldigung Deiner Kälte: und diese ist wirklich unverzeihlich. Du schienst nicht einmal zu bemerken, daß sie schön wäre; und doch ist sie es wahrhaftig. Gewiß, ein treuer Liebhaber ist der ungerechteste Mensch unter der Sonne. Mag er doch immerhin ein schönes Gesicht lieben; aber was haben ihm denn die übrigen gethan? Warum ihnen die Aufmerksamkeit

ver=

versagen, die sie verdienen? Ich wundre mich nicht, daß ihr Seladons und Rolande mit so viel Leidenschaft liebt: ihr liebt nur Ein Weib, aber ihr verschwendet an dieser so viel Zärtlichkeit, wie wir Andre nicht an dreyßig verschwenden. Man führe Dich zu zwanzig Weibern: Du wirst der Einen alles und den übrigen nichts geben; die Eine wird durch Deine Liebe steinreich, und die übrigen bleiben bettelarm. Die Treue ist in der Liebe das, was die Ungleichheit der Stände in der politischen Welt: sie verstößt wider die natürliche Ordnung. — Du glaubst vielleicht, ich scherze; aber, auf mein Ehrenwort, ich spreche im Ernst. Adieu; bereite Dich, Deinen Sieburg zu empfangen.

XXXIX.

Donauweil an Salbach.

Ich habe einen Schreck gehabt, der mir jetzt noch in allen Gliedern nachbebt: ich habe, glaube ich, schon eines Bedienten gegen Dich erwähnt, welchen ich und Sophie in unser Interesse gezogen hatten, und der nach jener traurigen Katastrophe, die mir Sophien raubte, fortgejagt wurde. Diesem begegnete ich heute, als ich Dich verließ. Ich

befahl

befahl ihm, voranzugehen, und mich in meinem Hause zu erwarten. Ich kam eben so bald dahin als er, weil die Hofnung, etwas von Sophien zu hören, meine Schritte beschleunigte. Ich lenkte ihn auf mein Verständniß mit Sophien; und von Frage zu Frage brachte ich endlich von ihm heraus, was ich – schon längst wuste; und doch, wie viel Vergnügen machte es mir, das alles noch einmal zu hören! Ich bedarf deiner Hülfe, sagte ich endlich: sey verschwiegen und treu; ich bin nicht undankbar! Geh, lauf; du bist bey den Leuten Sophiens bekannt; dein Besuch wird sie nicht befremden. Forsche, frage, siehe selbst; laß nichts unversucht; kurz, spüre, auf was für eine Art es sey, unverweilt aus, was bey Fräulein Sophien vorgeht. Um ihn aufzumuntern, drückte ich ihm einige Dukaten in die Hand, und er lief fort.

Nach Verlauf von einer Stunde, die mir eine Ewigkeit deuchte, kam er zurück. Er schien trostlos, hatte nicht Muth zu reden, und wagte kaum, die Augen gegen mich aufzuschlagen. Was ist? schrie ich: Wie steht es? Ist sie todt, oder betrügt sie mich? – „O, Herr Graf, rief er seufzend: mir fehlt es an Athem und Worten. O gewiß, sie kann nichts dafür; sie ist nicht Schuld

dar-

daran!" – Rede, rief ich, rede, oder ich sterbe vor deinen Augen. – „Ach, rief er, sie soll heyrathen! – Ich wollte eben nach dem Namen ihres künftigen Gemahls fragen, als man den Bedienten, mit dem ich mich unterhielt, klingelte. Aber morgen in aller Frühe will ich wieder hin, um das übrige zu erfahren!" —

Diese schreckliche Neuigkeit raubte mir Bewustseyn und Sprache. Wie eine leblose Statue blieb ich vor ihm stehen; endlich rief ich, Sophie, Sophie! du bringst mich ums Leben. – Ich werde alles erfahren, sagte der treue Kerl, der bis zu Thränen gerührt war: beruhigen sie sich nur bis Morgen.

Nun denk Dir meinen Zustand, Salbach. Bald brech ich in Vorwürfe und laute Klagen über Sophien aus; bald verzeihe ich ihr mit gerührtem Herzen. Da ich ihr Gemahl nicht seyn kann, so finde ich sie weniger schuldig, so fallen alle meine Verwünschungen auf Albertinen. Man schreibt mir, diese sey krank – – und ich, ich sterbe vor Liebe und Verzweiflung. – Wie? Sophie soll also für mich verlohren seyn? Sophie in den Armen eines Andern? Aber, wer ist denn dieser

liche Nebenbuhler? Soll er ungestraft meiner Liebe spotten? Soll ich mir Sophien rauben lassen, und die Hände im Schooß behalten? Nein, Salbach! Sey er, wer er wolle: ich schwöre ihm beym Himmel: er soll seine Hand nicht eher Sophien reichen, als bis er sie in meinem Blute gewaschen hat! Er soll erst mein Mörder werden, ehe er Sophiens Gemahl wird! Sie mag ihn lieben: dadurch hat er nichts gewonnen, so lange ich lebe. Ich will hin, Salbach, ich will ihn aufsuchen; ich will ihm sagen, daß ich Sophien liebte, daß sie mich liebte; daß ich sie noch anbete, daß ich sie selbst dem Himmel streitig machen will! — Ich will meine Rechte geltend machen — Meine Rechte? O, Gott, mein einziges Recht war die Liebe Sophiens; und Sophie liebt mich nicht mehr — —

Aber man meldet mir die Zurückkunft des treuen Bedienten: Gott, was werde ich hören! — —

— — —

Was war das? Träume ich, oder wache ich? Jetzt weiß ich alles, Verräther! Jetzt kenne ich meinen Nebenbuhler: er ist ein meineydiger Schurke; und dieser meineydige Schurke — bist Du. Unmensch! Deine Rathschläge hatten also nichts zum Plane, als mich

von Sophien zu entfernen, damit Du selbst Dich ihr nähern könntest? Und ich, ich warf mich meinem Mörder in die Arme; ich küßte den Dolch, den Du mir ins Herz stiessest! Welch ein böser Geist verblendete mir die Augen? Deine Kälte, Deine Moralen, Dein Spott: alles deutete auf Verrätherey; alles sprach deutlich von ihr, aber ich vernahm nichts! Sage mir, Boshafter! hast Du nicht, als Du Sophien meinen Brief übergabst, Deine ganze Beredsamkeit angewandt, um mir bey ihr zu schaden? Das Unternehmen war edel, wär so ganz Deiner würdig! Jetzt kann ich mir alle Deine Handlungen und Worte sehr gut erklären. Aber, wenn es zu spät ist, Deine Verrätherey zu hintertreiben, so ist es noch nicht zu spät, dafür Rache an Dir zu nehmen. Dies einzige bleibt mir noch übrig, dies einzige erhält mich noch beym Leben. Du sollst Deine Hand, noch von meinem Blute rauchend, Sophien anbieten; oder, bin ich Ueberwinder, so will ich mich eben so herzlich darüber freuen, als Du Dich über Deine Verrätherey freust!

Sie verstehen mich, Herr Baron. Ich unterdrücke alle Vorwürfe; aber Genugthuung will ich! Ich erwarte Ihre Befehle; schieben Sie

Ihre edle Unternehmung ein wenig auf; stehen Sie einmal Ihrem Feinde Auge gegen Auge. Denken Sie wenigstens daran, daß er Sie hütet, daß er Ihnen überall folgt. Er hat dies nöthig, glaube ich: da Sie niederträchtig genug waren, ihn hinterrücks zu verrathen, können Sie auch wohl niederträchtig genug seyn, sich vor ihm zu verbergen.

XL.

Salbach an Donauweil.

Bravo, Donauweil, und abermal bravo! Du wirst ein herrlicher Mensch! Man muß gestehen, daß Dir Sophie eine sehr sanfte Leidenschaft eingeflößt hat. Deine Liebe zu ihr treibt Dich zu nichts geringerem, als Deine Frau zu verbannen und Deinen Freund umzubringen! Ich sehe, Donauweil, Du bleibst Dir vom Anfang bis zu Ende gleich. Eine ungegründete Aussage erweckt Dir Verdacht, und Deine brausende Phantasie verwandelt diesen Verdacht in Wirklichkeit; aber ich bin gut genug, Deine Raserey immerfort durch kaltes Blut zu bekämpfen: Ich habe Deinen Brief Sophien übergeben. Ich habe gesagt und gethan, was Du von mir verlangtest, was

ich Dir versprach; ich habe sie seit der Zeit nicht wieder gesehen: dies ist mein ganzes Verbrechen. Man hat Dir gesagt, daß sie heyrathen würde; und aus Deinem Brief ersehe ich, daß ich ihr Bräutigam bin. Aber ich hoffe doch, daß man mir, ehe der Handel ganz abgeschlossen wird, etwas davon sagen, und daß man mich nicht so geradezu verheyrathen werde, ohne daß ich etwas davon weiß — Ich muß bekennen: Du hast herrliche Begriffe von Deinen Freunden! Ich fand Sophien schön, es ist wahr; ich fand sie der Aufmerksamkeit eines rechtlichen Mannes werth; aber wahrhaftig, lieber Freund, jeder hat seine Art zu handeln für sich: es geht weit, mich fähig zu glauben, daß ich Sophien entführen, und sie für mich behalten könnte! Man muß grosse Lust zum Betrügen haben, wenn man diesen Kützel mit einer Heyrath erkaufen soll. Der Preis wäre mir zu hoch.

Ich schwöre Dir, Donauweil, daß ich weit entfernt bin, Dir Sophien zu rauben: lieber hätte ich gewollt, daß Du an meiner kleinen Sängerin Geschmack gefunden hättest; ich hätte sie Dir mit dem willigsten Herzen abgetreten, obgleich ich bis zur Lächerlichkeit in sie verliebt bin. Ueber-

dies kenne ich die Gesetze der Lebensart: ich würde lieber die Frau meines Freundes verführt haben; dies wäre ohne Folgen; aber seine Maitresse! Nein, dies konnte mir nicht in den Sinn kommen. Wirklich, so sehr ich auch Deine Art zu lieben kannte, so kömmt mir doch dieser letzte Streich völlig unerwartet. Ich erinnre mich irgendwo von den Lacedämoniern gelesen zu haben, daß sie ihren Kindern, um ihnen Abscheu gegen die Trunkenheit einzuflössen, berauschte Sclaven vorführten: wenn ich die Meinigen vor der Liebe warnen wollte, so würde ich sie auf Deine verliebte Raserey aufmerksam machen.

Schlüßlich bitte ich Sie noch, Herr Graf, diesen Brief nicht nach Ihrer gewohnten Manier auszudeuten. Sind Sie mit dieser Genugthuung nicht zufrieden, so dürfen Sie mir heute Abend nur sagen, wie Sie dieselbe sonst eingerichtet wissen wollen. Ich kann nicht so geradezu Ihre Herausfoderung annehmen: ich habe die Bedenklichkeit dabey, daß Sie krank sind, und ich mich wohl befinde. Doch fällt mir wieder ein, daß Sie unglücklich sind, und daß Ihnen die Verzweiflung Kräfte geben, und solchergestalt die Parthie gleich machen werde. Ich gehe heute Abend in die Komödie,

mödie, und wir können, wenn der Vorhang fällt, mit einander gehen, wohin Sie befehlen. Ich will Ihnen beweisen, Herr Graf, daß ich meinem Freund eben so wenig ausweichen, als ihn verrathen kann.

XLI.

Donauweil an Salbach.

Ich bin voller Schaam und Schande, Salbach! Was soll ich Dir sagen, woher nehme ich Muth, mich Dir zu nähern? Ich habe Dich beleidigt, und Du warst unschuldig. Dies habe ich jetzt erfahren: aber ich, ich bin schuldig! Mein Bothschafter war falsch unterrichtet, und hat auch mich, wider seinen Willen, mit einer falschen Nachricht getäuscht. Das Ganze war ein Nachbarschaftsmährchen; man hatte Dich bey Sophien gesehen, und auf der Stelle herausgebracht, wohin Dein Besuch zielte. Aber dies Gerücht hat mir mein Abgesandter, nachdem er sich genauer erkundigt, selbst widerlegt. Ja, Salbach, ich will mich nicht entschuldigen, ich verdiene Deinen Unwillen, ich bin Deiner Freundschaft nicht mehr werth, weil ich fähig gewesen bin, solch einen schwarzen Verdacht

dacht auf Dich zu werfen. Aber, was kann man von mir erwarten, wenn ich, statt nachzudenken, fasele, statt zu empfinden, rase. Ich klage mich an, ich erröthe in diesem Augenblicke vor mir selbst, über die Beleidigung, die ich Dir zufügte; aber ich kann Dir nicht dafür stehen, daß ich Dich nicht in dem nächsten Augenblicke noch tiefer beleidige als vorher. Ich fühle, daß ich meinen Verstand gänzlich verlohren habe. O Liebe, unglückliche Liebe! — — Und doch liebe ich noch, und doch, Salbach, brenne ich noch für Sophien! Verlier' ich sie, so ist es aus mit mir. Ich habe noch einen von ihren Bedienten gewonnen; durch ihn werde ich alles, was sie vornimmt, erfahren. Aber werde ich darum weniger zu beklagen seyn? Erfahren werde ich vielleicht, daß sie mich verachtet, daß sie mich vergessen hat — — doch so erfahre ich es, und ich werde dadurch aus dieser fürchterlichen Ungewißheit gerissen. Die Nachricht von ihrer Treulosigkeit wird mich entweder von meinem Leben oder von meiner Liebe befreyen. Von meiner Liebe? Hoffst Du, Salbach, daß ich aufhören werde, sie zu lieben? — O Gott! mit jedem Tage wächßt mein Unglück schrecklicher heran! Lebe wohl, und gieb mir Deine Freundschaft zurück, oder, wenn es nicht Freundschaft seyn kann, wenigstens Dein Mitleid.

XLII.

XLII.
Josephe an Donauweil.

So eben, Herr Graf, erhalte ich ein Billet von Albertinen. Es ist mit so schwacher, zitternder Hand geschrieben, daß ich ihre Züge kaum erkennen kann: sie ist sehr krank. Da Sie ihren ersten Brief keiner Antwort gewürdiget haben, so konnte ihr dies nicht Muth machen, einen zweyten an Sie zu wagen, und Sie von ihrer Krankheit selbst zu benachrichtigen, wenn es ihre Schwäche ihr auch erlaubt hätte. Ich glaubte, Ihnen dennoch, da Sie ihr Gemahl waren, Nachricht von ihrem Befinden schuldig zu seyn. Die Natur und Ursach ihrer Krankheit kennen Sie; ich habe Ihnen nichts zu rathen und vorzuschreiben. Es steht zu hoffen, daß Sie auch jetzt, wie immer, den Eingebungen Ihres großmüthigen, zärtlichen und treuen Herzens folgen werden.

XLIII.
Donauweil an Franz, seinen Kammerdiener.

Noch ehe ich zu Hause komme, must du abgereist seyn. Du eilst nach Chladeny mit Courier-

pferden. Ich höre, daß meine Gemahlin krank ist. Du stehst ihr nach allen Kräften bey, und schreibst mir so bald als möglich, wie sie sich befindet. Fragt man dich nach meinen Angelegenheiten in Wien, so sey stumm. Ein einziges Wort macht dich unglücklich, aber Verschwiegenheit kann dir meine ganze Dankbarkeit erwerben.

XLIV.

Salbach an Donauweil.

Was hör ich, Donauweil? Ein schreckliches Gerücht hat mich auf dem Lande aufgesucht. Von allen Seiten sagt man mir, Albertine sey todt. Schreib mir auf der Stelle, oder ich fliege zu Dir, um mir Auskunft zu holen. Fürchte nicht, mein Freund, daß ich mir einen einzigen Vorwurf erlauben werde. Ich bin kein Unmensch, und kenne Dein Herz; ich glaube, daß Du mehr bedaurenswerth als strafwürdig bist. Obgleich dieser Tod Dir Deine Freyheit wiedergiebt, so hast Du sie doch zu theuer erkauft, um ihrer ruhig geniessen zu können. Ich hoffe, Donauweil, daß Du mir nicht ausweichen, sondern in die Arme der Freundschaft eilen wirst, um Dich zu trösten.

Ich habe meinen reitenden Bothen befohlen, Dich, wenn Du nicht in Wien seyn solltest, an dem Orte, wohin Du Dich zurückgezogen hast, aufzusuchen. Ich muß schleunige Antwort haben; entweder kömmst Du zu mir, oder ich zu Dir. Ich will Dich nicht in Deiner Einsamkeit allein lassen. Wenn es in solchen Fällen der Wohlstand nicht erlaubt, das Schild der Freude auszuhängen, so verbietet es die Vernunft eben so strenge, die Traurigkeit aufzusuchen. Ich hoffe, Donauweil, daß Du Dich dem Rathe der Vernunft, und den Bitten der Freundschaft willig fügen wirst.

XLV.

Donauweil an Franz.

Man sagt hier überall, die Gräfin sey todt. Dies ist ein falsches Gerücht, ganz gewiß, denn du schreibst mir ja, daß es sich mit ihr bessre. Schreib mir – nein, schreib mir nicht – mir fährt ein Gedanke durch den Kopf – ein gefährlicher, fürchterlicher Gedanke – schweig, es kostet deinen Kopf. Ich komme nach Chladeny. Ich werde mit dem Courier, der dir diesen Brief bringt, beynahe zu gleicher Zeit eintreffen. Eile ihm entgegen; laß ihn nicht

nicht ins Schloß; laß ihn auf der Stelle zurückreiten. Sage ihm, ich beföhle dies im Briefe. Schreib weder an mich, noch an sonst jemand in der Welt. Sey stumm über meine Befehle, und über meine Reise nach Chladeny. Es ist Nacht; aber ich will fort, allein fort. Von diesem Augenblick an fange alle Briefe auf, welche die Gräfin schreibt, und welche an sie einlaufen. Ich werde dich selbst noch genauer unterrichten. Laß niemand von meinen Leuten aus dem Schlosse: es sey unzugänglich für jedermann — und schweig.

XLVI.

Franz an Donauweil,

nach dessen Zurückkunft.

Die Befehle, Herr Graf, die Sie mir zurück liessen, sind pünktlich befolgt. Ich habe die Frau Gräfin nach den Gränzen von Siebenbürgen auf Ihr Guth Woydy gebracht. Ich halte alle Zugänge besetzt; ich sehe und forsche überall; ich zähle alle ihre Schritte, und werde Zeuge aller ihrer Unterredungen seyn. Doch halte ich sie nicht unterm Schlüssel: meine Maaßregeln sind so genommen, daß ihr ohne Gefahr Spatziergänge und Unter-

terredungen gestattet werden können. Rund um uns her ist Wald, und Menschen wohnen in unserer Nachbarschaft, die unsere Sprache nicht verstehen, und sich nicht um uns bekümmern. Die Frau Gräfin ist, so lange Sie es, Herr Graf, erlauben, unter meiner strengsten Aufsicht; aber sie soll es nicht merken; sie soll glauben, frey zu seyn. Wir werden ihr also keine Ursach geben, sich zu beklagen; und Ihr Betragen gegen sie, Herr Graf, ist gänzlich Vorwurfsfrey. Es ist gewiß, daß die Frau Gräfin schuldig seyn müssen, weil sie sich Ihren Unwillen, gnädigster Herr, zugezogen hat; aber ich weiß auch, daß Ihr Herz gut und menschlich ist, und daß ich mir Ihren Zorn zuziehen würde, wenn ich die Frau Gräfin mit meiner Strenge drücken wollte. Sie können, Herr Graf, mit einer Gemahlin, die Ihren Unwillen verdient, und Ihrem Vergnügen Hindernisse in den Weg legt, nicht gelinder verfahren. Ich bin jetzt schon im Stande, Ihnen eine Probe von meiner Treue und meinem Diensteifer zu geben: Sie hatten Sich kaum von Chladeny entfernt, als sich die Frau Gräfin niedersetzte, und einen Brief schrieb. Sie durfte ihn niemand geben als mir; und ich versprach ihr, denselben der Post ausliefern zu lassen. Aber Ihrem Befehle gemäß, übersende ich Ihnen denselben.

Ich verharre mit tiefster Unterthänigkeit, u. s. w.

XLVII.

Albertine an Josephen.

Hättest Du geglaubt, Josephe, daß mein Schicksal, statt sich zu lindern, noch bittrer werden könnte? O, so höre, daß ich nur halb unglücklich war, als ich den Gipfel alles Unglücks erstiegen zu haben glaubte. Man hat mein Exil verändert; man hat mich nach Woydy an den Gränzen von Siebenbürgen verbannt. So lange ich nur noch fünf und zwanzig Meilen von Wien entfernt war, hielt man dies für eine gefährliche Nachbarschaft; ich muste weiter entfernt seyn, um nicht mehr gefürchtet werden zu dürfen. Nach dem, was man mir angekündigt hat, wirst auch Du in dem allgemeinen Irrthum stehen, auch Du wirst glauben: ich sey todt. Nein, Josephe! weine, daß ich lebe, nicht, daß ich todt bin. Vernimm das schreckliche Bündniß wider mich: ich habe versprochen, es zu verschweigen, es, wo möglich, zu vergessen; aber mein Gewissen würde mich des Verraths der Freundschaft schuldig finden, wenn ich es Dir ver-

bergen wollte; ich muß es in den Busen meiner einzigen Freundin vergraben. Vergraben sage ich: denn ich verlange, ich dringe im Namen unsrer Freundschaft darauf, daß es unenthüllt in Deinem Herzen verwahrt bleibe. Im entgegengesetzten Fall wäre ich unglücklich, denn mein Leben steht darauf. Aber ach! vielleicht beunruhige ich mich ohne Noth! Ich fürchte, ein Geheimniß zu entdecken, das ich vielleicht nicht entdecken kann. Weiß ich denn, ob die Augen, die mich unausgesetzt bewachen, mir nicht alle Mittel rauben werden, mein Unglück Dir zu melden? Ich schreibe an Dich, und ach! ich weiß nicht, ob Du diesen Brief je bekommen wirst. Aber ich muß, ich muß schreiben.

Vergangenen Montag um Mitternacht, als ich auf dem Lager meines Schmerzens mich trostlos herumwarf; als eine kleine nächtliche Lampe mein Gefängniß nur dürftig erleuchtete, und ich mit nassen Augen um Befreyung von meinen Quaalen zum Himmel flehete – gieng plötzlich meine Thür auf, und es trat herein – Donauweil selbst. Plötzlich sprang ich aus dem Bette, flog ihm entgegen, stürzte mich ihm zu Füssen; hob meine Hände gegen ihn empor, und blieb stumm und

sprach-

sprachlos in der Stellung einer Verbrecherin, die ihren Tod oder Verzeihung erwartet, vor ihm liegen. Sein Blick war drohend, und seine Stirn voll fürchterlicher Falten. O, ich hätte weniger gezittert, wenn er ein Schwerdt wider mich gezückt hätte! – Donauweil, rief ich endlich: wie fürchterlich ist dein Blick! Sieh mich nicht so an, oder ich sterbe zu deinen Füssen. – Jetzt erheiterte sich, entweder aus Mitleid, oder aus kalter Grausamkeit, seine Stirn: Steh auf, Albertine, sagte er: ich erwarte von dir einen herzhaften Schritt – Du must ihn thun: es ist nöthig; und ich wünschte, daß du dich lieber freywillig dazu entschlössest, als dich zwingen liessest. – Ein herzhafter Schritt, rief ich? O was kannst Du jetzt noch von mir erwarten? deine Unmenschlichkeit hat meine Kräfte erschöpft. Ach, nur die Kraft habe ich noch – meinen Verfolger zu lieben. – Ich bitte dich, Albertine, sagte er mit gesenkten Blicken: wozu uns das Herz schwer machen? dein Gemahl – unschuldig oder schuldig – hat alle Bande zerrissen, die ihn an dich fesselten – – Höre auf! schrie ich: höre auf, Unmensch! Laß mich zu Athem kommen! ich bedarf Kraft! Hat Kirche und Gesetz unsre Scheidung bewilligt?

Bey

Bey diesen Worten sank ich kraftlos in einen Lehnstuhl.

Nein, erwiederte er: weder Kirche noch Gesetze; aber unsre Trennung ist darum nicht weniger unwiederruflich. Wir sind getrennt, auf ewig getrennt! Jetzt höre, was ich von dir erwarte: das Gerücht von deinem Tode hat sich überall verbreitet: ich habe es nicht ausgesprengt; aber ich habe ihm auch nicht widersprochen: es kann für meine Ruhe von Nutzen seyn – – „Und was willst du, Donauweil, daß ich thun soll?“ – Du sollst es bestätigen; du sollst nach Woydy reisen, und dort unter einem erborgten Namen glücklicher als an meiner Seite leben. Da der Ruf von deinem Tode einmal ausgesprengt und bestätigt ist, so wird er überall als Thatsache angenommen werden.

Während er mir dieses seltsame Verlangen vortrug, stand die Verwirrung seiner Sinne deutlich auf seinem Gesichte gemahlt. Der Ton seiner Stimme war bald bittend, bald drohend: „O, Donauweil, sagte ich, ersparen sie mir, ersparen sie sich diese Lüge. Warum wollen wir nicht dies Gerücht wahr machen? Durchbohren sie dies Herz, aus welchem ihre ununterbrochnen Grausamkeiten

sie doch nicht verbannen konnten! Fürchten sie sich davor, als vor einem Verbrechen? O, sie sind nicht weniger Verbrecher, wenn sie mich leben lassen. Solch ein Leben, wie ich durch ihre Schuld führe, macht sie zu einem grössern Verbrecher, als wirklicher Mord! — Hier ist meine Brust!"

Bey diesen Worten fiel Donauweil, wie aller Kräfte plötzlich beraubt, auf mein Bette und verbarg das Gesicht unter seinen beyden Händen. Ich näherte mich ihm und sagte: Donauweil! unmenschlicher, aber mir immer noch lieber Gemahl! — Plötzlich sprang er auf, und lief mit grossen Schritten im Zimmer umher: „Das Loos ist geworfen! rief er: Es muß seyn, es muß geschehen! Entstehe daraus, was es wolle! Ich will es — — Albertine, wenn du dich weigerst, wenn du nicht schwörst, meinen Willen zu thun, so fließt in diesem Augenblick das Blut von uns beyden!" — Ich wollte ihn bey diesen Worten ins Gesicht sehen, und o Entsetzen! ich erblickte in seiner Hand einen Dolch, und in seinem Gesicht Verzweiflung und wilde Wuth. Schrecken und Angst bemächtigten sich meiner mit gleicher Gewalt: Donauweil! schrie ich: Donauweil! befiehl, ich gehorche; ich schwöre dir; ich verspreche dir alles!

Diese Worte brachten ihn aus seinem gewaltsamen Zustand zurück: Geh, folge dem Franz, rief er: sey glücklicher, als du es bis jetzt warst, als ich selbst es bin; aber vergiß dein Versprechen nicht: mein Leben ist mir verhaßt: entfällt dir ein Wort von diesem Geheimniß, so eile ich zu dir, und unter deinen Augen stosse ich mir den Dolch in die Brust. Sodann weiß ich, daß auch du eine Verbrecherin bist!

Du siehst, Josephe, daß sein unruhiges Bewustseyn wider seinen Willen aus ihm sprach. Dies war das Lebewohl, welches er mir sagte. Er ritt davon, ohne meine Antwort zu erwarten. Mir deuchte diese ganze Begebenheit ein schrecklicher Traum, welchen meine empörte Einbildungskraft in meinem Gehirn ausgebrütet hätte. Aber ich wurde sehr bald überzeugt, daß es Wirklichkeit war: Franz erschien, und verlangte meine Befehle. Meine Befehle? rief ich: O, ich versteh dich: deine Befehle willst du mir ankündigen. Ich bin bereit!

Ich fand einen zugemachten Wagen, der schon auf mich wartete, und dicht an dem Austritte des Schlosses hielt: vermuthlich, damit mich niemand einsteigen sehen sollte. O, Josephe, ich war so

 tief

tief mit meinem Schmerze beschäftigt, daß ich schon lange in diesem Fuhrwerke war, eh' ich die Beschaffenheit desselben untersuchte. Schrecken und Verwunderung bestürmten mich mit gleicher Gewalt, als ich bemerkte, daß der Wagen von aussen und innen schwarz ausgeschlagen, und in allem einem Leichenwagen ähnlich war. Dieser unerwartete Anblick, verbunden mit der Erinnerung an das Gerücht, als ob ich todt sey; meine ganze traurige Geistesstimmung: alles trug dazu bey, mich in das tödtlichste Schrecken zu versetzen. Zwey Tage muste ich in diesem Leichenwagen aushalten, und erst am dritten bekam ich meine Kutsche zu Gesichte, in welcher man mich zu dem Orte meiner neuen Verbannung brachte.

So wird mein Schicksal, liebe Josephe, täglich drückender. Aber Donauweil – wird er seine Grausamkeit noch weiter treiben können? Ich zweifle. Und wenn er es auch könnte, so will ich es gefaßt erwarten; denn ich fühle, daß sich allgemach in meinem Herzen der Haß regt, den er verdient! Nach welchem Rechte beugt er meinen Willen unter sein Joch? Ist er mein Gemahl, oder mein Gott? Bin ich seine Gattin oder seine Sklavin? Hat er Recht über mein Leben und meinen

nen Tod? Und wenn er einen seiner Knechte wegjagt, so muß er ihm die Freyheit lassen, zu gehen, wohin er will; aber mich verstößt und verbannt er nach Willkühr, und schleppt mich aus einem Exil ins andre. Wer gab ihm diese tyrannischen Rechte über mich?

Ach, Josephe! ich, meine Schwachheit, gab ihm dies Recht! er hätte nicht mir zu befehlen gewagt, wenn er nicht auf meinen blinden Gehorsam hätte rechnen können. Meine Furchtsamkeit machte ihm Muth.

Und doch, wenn es in meiner Gewalt stände, mich an Donauweil zu rächen, würde ich glücklicher dadurch seyn? Du kennst mich, Josephe: Sonst kennt verschmähete Liebe noch ein Vergnügen: und dies ist Rache; aber ich kenne nach dem Vergnügen, geliebt gewesen zu seyn, kein anderes Vergnügen mehr. Ich könnte mich der Despotie Donauweils widersetzen; aber auch seiner Unbeständigkeit? Und diese ist doch mein einziges Unglück.

Ich beschwöre Dich, Josephe, bitte zum Himmel für mich, daß er mich von dieser Liebe zu Donauweil befreyt; ich will Dir mit aller meiner

Kraft zu Hülfe kommen; ich will mich überreden: er sey todt, mein Exil sey mein Wittwensitz; ich will das Andenken an seine Liebe verbannen; alle meine Bemühungen sollen dahin gehen, ihn zu vergessen, nicht ihn zu hassen; Du sollst keine Klagen mehr von mir hören, Du sollst zufrieden mit mir seyn. Auch Du, Josephe, sprich nicht mehr von ihm; laß mich seinen Namen nie geschrieben erblicken; und auch dem Franz will ich befehlen, mir seinen Namen nie wieder zu nennen. Dieser verächtliche Sachwalter seines Herrn hütet alle meine Schritte, maßt sich aber sonst keine Gewalt über mich an. Doch vielleicht habe ich diese Gelindigkeit darum nicht weniger zu fürchten: kann sie nicht ein Fallstrick seyn, den man mir legt? O, Josephe, wenn man schon im Begriff wäre, mir zu verbieten, daß ich nicht an Dich schreiben, und Deine Briefe nicht lesen sollte! Uebersende mir Deine Antworten nicht unter meiner alten Addresse: ich heisse nicht mehr Albertine von Donauweil, sondern Baronesse von Ahlfeldt. Lebe wohl, liebe Josephe! ich sehne mich und schmachte nach einem Briefe von Dir.

XLVIII.

XLVIII.

Graf Sieburg an Donauweil.

Ich bin wieder in Wien, Donauweil. Gleich an dem Tage meiner Ankunft war ich bey Dir; aber man sagte mir, Du wärest auf dem Lande: dies that mir leid. Aber noch mehr that mir der Umstand leid, daß Dir der Tod eine schöne, liebenswürdige und tugendhafte Gemahlin geraubt hat: Dies ist ein grosser Verlust, mein Freund! Man sagt mir, daß Dein Benehmen gegen sie ihren Tod beschleuniget habe: dies glaube ich nicht, weil ich Dich nicht gern verachten möchte. Doch, wenn ich an Deine Gemüthsart denke — — meine Schwachheit für Dich macht mich gegen Deine Fehler nicht blind! Du hast ihrer: aber still davon. Beweine Deine Gattin, weil sie achtungswerth war; beweine sie aufrichtig, wenn Du Dich schuldig fühlst.

Ich habe Deinen Salbach, Deinen liebenswürdigen Freund schon gesehen! Mein Gott, was der Mensch drückend ist! Die Polizey sollte vor solchen Apostaten von deutscher Sitte die Thore zuschliessen: sie haben für deutsche Tugend französische Arien und Manieren in Paris eingetauscht.

Dein Salbach ist mir um so unausstehlicher, da er mich nie beleidigt hat. Er überhäuft mich vielmehr mit diesen zuckersüssen Worten, welche die Losung eines feinen Mannes, so nennt man ja wohl diese Geschöpfe, seyn sollen. Ich finde, daß er jetzt noch weit feiner ist, als da ich nach England reiste. Aber schon damals erinnre ich mich, daß ich ihm, wenn ich ihn kommen sah, immer schon von weitem zurief: ich befinde mich wohl, Herr Baron, recht wohl! um ihm die Mühe zu ersparen, daß er mich nach meinem Befinden fragte. Ich bitte Dich, erweise mir den Gefallen, und gieb es mir schriftlich, an welchen Tagen in der Woche er bey Dir speißt, damit ich mich darnach richten kann, und nicht auch etwa an solch einem Mittage oder Abend bey Dir speise. Ich weiß wirklich nicht, was Dich an diesen Menschen zieht; ich meiner Seits traue seiner Freundschaft so wenig, als seinen Sitten. Du bist auch grosser Fehler fähig, und für Deinen Kopf darf ich nicht bürgen; aber Dein Herz ist gut. Bey Salbach ists umgekehrt. Lebe wohl, und komm so bald als möglich zurück. Ich brenne vor Ungeduld, Dich zu sehen.

XLIX.

XLIX.

Albertine an Josephen.

Seit meinem ersten Briefe, den ich aus Woydy an Dich schrieb, zähle ich Stunden und Tage nach Deiner Antwort, die jetzt schon bey mir seyn müßte. Ich habe mich nie über Nachläßigkeit bey Dir zu beklagen gehabt; was soll ich also von Deinem Stillschweigen denken? Oder sollte es doch wahr seyn, was mein banges Herz ahndet? Gewiß, gewiß, Du hast meinen Brief nicht bekommen! Er hat die Post selbst auf seine Seite gebracht; er ist mächtig und reich; und er wünscht immer so eifrig, nichts zu wohlfeil einzukaufen. Wisse, Josephe, auch Du bist durch das falsche Gerücht von meinem Tode hintergangen. Ja, so ist es, so klärt sich alles auf! Ich zittre, Josephe! Was hab' ich gethan! Du bekömmst also meine Briefe nicht? Du schreibst an mich, und auch ich bekomme Deine Briefe nicht? Welch ein entsetzliches Licht geht mir auf; Ich sehe nun den Abgrund, in welchen ich mich gestürzt habe. Ich hätte dies alles vorher wissen können; aber Schmerz, Ueberraschung und Schrecken hatten mir den Verstand geraubt, und meine Augen geblendet! O, jetzt ist es zu spät zur Reue! ich sehe es wohl; denn wer kann in die-

dieser Wüste, worinn ich vergraben bin, meine Klagen hören? Alles rund umher ist für das Interesse meines Tyrannen erkauft! Was habe ich gethan, Josephe? Ich hätte mich widersetzen sollen – – Ach, vergebens, vergebens rede ich zu Dir, Du wirst mich nicht hören! Diese Züge, die von meinen Thränen halb ausgelöscht sind, werden Dir nie zu Gesichte kommen! Und meine Tochter, meine Fanny – auch die ist mir entrissen! Gott, so blieb mir denn nichts übrig; so bin ich denn in dem ganzen Weltall allein!

L.

Sieburg an Donauweil.

Ich habe Dir meine Ankunft in Wien gemeldet, und doch kömmst Du nicht! Du scheinst eben nicht sehr begierig zu seyn, mich wiederzusehen. Sage mir – denn als Freund von Salbach must Du wenigstens Magister der Kunst zu leben seyn – habe ich etwa in irgend einem Umstand, in irgend einer unnachläßlichen Formalität gefehlt, als ich Dir meine Ankunft meldete? Oder sollte Deine Freundschaft gar an der Krankheit gestorben seyn, woran die Liebe so oft stirbt: an der Abwesenheit?

Scheue Dich nicht, es zu gestehen. Bedenke, daß es, wenn Deine Politesse Dir über diesen Punkt zu schweigen befiehlt, desto schlimmer für Dich seyn wird: denn ich werde Dir einen Besuch machen, und Dir lästig seyn. So bringt man sich zuweilen aus lauter Politesse auf die Tortur. Ich definire mir dies Ding so: es ist die Kunst, sich Langeweile zu machen, und Andre zu hintergehen. Nicht übel erdacht, Donauweil! meynst Du nicht? Höre, Donauweil, Du weißt, daß ich sonst schlecht und recht und geradezu denke und handle: ich bin immer noch, der ich war, da ich abreiste. Sey überzeugt, daß fünfjährige Abwesenheit und ein paar mal hunderttausend Gulden mehr mich nicht verändert haben. Ueberlege also, wie Du Dich gegen mich benehmen willst: Du kannst mich haben oder auch nicht haben, wie Du willst.

Aber wenn Dich Traurigkeit, oder sonst ein wichtiger Umstand auf dem Lande zurückhielte; so melde es mir, ich werde zu Dir kommen. Zweyerley treibt mich zu Dir: Ungeduld, Dich wieder zu sehen, und Verlangen nach einem guten Rath von Dir: Ich bin Willens, mir ein Landgut, so weit als möglich von Wien, zu kaufen. Man hat mir eins angeboten, das weit genug entfernt

ist.

ist. Um mich abzuschrecken, sagt man mir, daß die Bewohner desselben, und überhaupt der Gegend dort herum, höchst arm, und höchst roh wären. Aber desto besser, wahrhaftig, desto besser! Ich habe da Gelegenheit, Menschen glücklich zu machen und zu bilden. Und diese Gelegenheit will ich ergreifen: sie entspricht meinen sehnlichsten Wünschen. Kurz, hierüber möchte ich mich gerne mit Dir besprechen.

Apropos! ich weiß nicht, wie Deine Finanzen jetzt stehen: sie könnten binnen meiner fünfjährigen Abwesenheit vielleicht einen Stoß erlitten haben; dies möchte ich gerne von Dir hören. Wenn Du Geld brauchst, so will ich Dir den Schlüssel zu meinem Koffer geben, und Du kannst daraus nehmen, so viel Du willst, bevor ich anderweitig darüber verfüge. Auch hieraus siehst Du, daß ich Dich nothwendig sprechen muß. Ich kann nicht eher bestimmen, wie viel ich baar für das angebotene Landgut auszahlen kann, bis ich weiß, wie viel Du selbst brauchst. Lebe wohl!

LI.

Donauweil an Sieburg.

Ja, Sieburg, ich sehe, daß Du immer noch der Alte gegen mich bist; und ich wäre strafbar, wenn

ich

ich es nicht auch gegen Dich wäre. Häusliche Sorgen und Unruhen haben es verhindert, daß ich nicht gleich nach Wien geeilt bin, als ich Deine Zurückkunft erfuhr. Ich liebe Dich immer noch wie sonst; und wenn Du bey unserer Zusammenkunft mich weniger erfreut und achtsam sehen solltest, so bitte ich Dich, schreib dies blos auf Rechnung meiner trostlosen Lage, und halte meine Traurigkeit nicht für Kälte. Noch eine Bitte habe ich an Dich, die Du mir gewähren must: Frag mich nicht über das Vergangene, und führe mir nicht die Ursach meiner Trostlosigkeit ins Herz zurück. Von ihr sprechen, wäre meinen Schmerz erneuern und verlängern. Hilf mir, daß ich ihn vergesse, dadurch, daß Du selbst ihn vergissest. O, Sieburg, Du findest den Donauweil nicht wieder, den Du bey Deiner Abreise zurückliessest! Dein Freund war tugendhaft, glücklich, und – Aber glaube nicht, daß etwa zerrüttete Vermögensumstände zu meiner Niedergeschlagenheit würken: meine Finanzen stehen jetzt noch besser als bey Deiner Abreise. Ich danke Dir mit gerührtem Herzen für Dein Anerbieten. Verfüge über Dein Vermögen, ich bedarf seiner nicht. Ich liebe und schätze Dich genug, um Dein Anerbieten eben so offen und willig anzunehmen, als Du mir es thust, wenn ich Deines

nes Beystandes nöthig hätte. O, könntest Du mir doch dafür jene Ruhe, jenen Frieden geben, der in Deinem Herzen herrscht.

Ich komme in wenig Tagen nach Wien: dann wollen wir uns über den Ankauf, den Du vorhast, besprechen. Unglückliche und ungebildete Unterthanen suchen, um ihre Lage und ihren Verstand zu verbessern, ist ein Vorsatz, der Deines Herzens vollkommen werth ist. Ich werde mich hüten, etwas darwider einzuwenden. Doch muß man vorher noch genauere Erkundigungen davon einziehen; und dies wollen wir beyde gemeinschaftlich thun. Lebe wohl, mein Freund, lebe wohl, glücklicher Sieburg: Du verdienst, glücklich zu seyn!

LII.

Salbach an Donauweil.

Ich habe heute noch einen Schritt für Dich bey Sophien gethan, und Deine Aufträge Punkt vor Punkt besorgt. Ich werde mich wohl hüten, ferner über Deine Leidenschaft zu lachen. Nach den Proben, die Du davon gegeben, und nach den Hindernissen, die Du überstiegen hast, scheint sich

der=

derselben etwas Uebernatürliches beyzumischen. Es ist nicht Liebe, es ist irgend eine andere Krankheit, deren Natur und Namen ich nicht kenne. Ich weiß, daß Du durch den Tod der unglücklichen Albertine auf immer frey geworden bist; aber ich hätte geglaubt, daß eben dieser Vorfall Dich zugleich auf immer von Deiner Liebe hätte heilen müssen; und daß der hohe Preis, für welchen Du Deine Freyheit erkauft hast, Dir nichts, als das Bedauren, sie wieder erlangt zu haben, hätte übrig lassen sollen. Doch dem sey, wie es wolle: ich habe meinen Auftrag an Sophien ausgerichtet. Die Ehre befahl mir, Dir meine Bedenklichkeiten vorzustellen, aber die Freundschaft befahl mir, Dir zu Willen zu seyn, wenn ich Dich nicht auf andre Gedanken bringen könnte. – Sieburg wäre vermuthlich nicht so gelehrig gewesen; aber Du weißt auch, daß wir nach ganz verschiedenen Systemen handeln, und daß ich von seinen henkerhaften Grundsätzen weit entfernt bin.

Genug, ich war bey Sophien. Durch was für Kunstgriffe ich mir eine zweyte Unterredung mit ihr verschaft habe, erfährst Du mündlich. Du kannst leicht denken, daß ihr mein erster Besuch einen zweyten nicht sehr wünschenswerth müsse gemacht

macht haben. Und doch bin ich zu ihr vorgedrungen, und habe ihr gesagt, was Du ihr gesagt wissen wolltest: ich kündigte ihr den Tod Albertinens an; sie veränderte die Farbe bey dieser Nachricht, wachte aber doch so sorgsam und glücklich über ihre Bewegungen, daß ich nicht geradezu herausbringen konnte, welche Empfindung in diesem Augenblicke die herrschende in ihrer Seele war. Ich versicherte ihr, daß weder ihre Strenge, noch die Zeit, Deine Liebe, die jetzt durch den Tod Albertinens rechtmäßig geworden, hätte unterdrücken können; daß Dein Glück ganz von ihr abhienge; daß endlich die Ehre nun auf Deine Seite getreten wäre, und daß Du nun nichts mehr zu fürchten hättest, als die Liebe. Sie hörte meinen Vortrag von Anfang bis zu Ende ruhig an, und darauf antwortete sie: Verzeihen sie, Herr Baron, eine wichtige Angelegenheit, die nicht aufgeschoben werden kann, ruft mich ab. Ueberdies wünscht' ich, daß die Antwort, die ich ihrem Freunde zu geben Willens bin, ihm Wort für Wort überbracht würde. Sagen sie ihm, daß morgen ein Billet von mir bey ihm seyn wird. — Ich ließ mir noch einmal versprechen, daß sie ganz gewiß schreiben würde, und empfahl mich.

Während meiner Verhandlung mit ihr, fiel mir mehr als einmal Dein neuerlicher Sonnenschuß ein, kraft welches Du eifersüchtig auf mich wareſt, und mir Schuld gabſt, daß ich nicht Dir, ſondern mir bey ihr das Wort geredet hätte; und ich war im Begrif, mir ein Certifikat meiner Treue und Gewiſſenhaftigkeit von ihr geben zu laſſen, welches mich vor ſolch einem neuen freundſchaftlichen Verdacht ſchützen könnte; aber ich bedachte, daß der Brief, den ſie an Dich ſchreiben wird, ein unwiderſprechlicher Zeuge von meiner Ergebenheit gegen Dich ſeyn würde. – Lebe wohl, Donauweil, und mache Dich auf einen Brief von ihr gefaßt; ſie hat mir ihr Wort diesfalls heilig gegeben, und ich baue darauf.

Nachſchrift. Ich habe noch einen intereſſanten Umſtand vergeſſen: Du haſt ſeit einiger Zeit ſo wenig Freuden gehabt, daß es Grauſamkeit wäre, Dir auch die kleinſte vorzuenthalten. Vernimm alſo, daß Sophie drey oder vier Heyrathsvorſchläge, die man ihr binnen wenig Zeit gethan hat, von der Hand gewieſen habe. Ich glaube, dieſer Umſtand bürgt Dir für den guten Erfolg Deiner Bewerbungen: er beweißt, daß ſie Dich noch liebt, und noch ziemlich ſtark liebt, weil

sie ihren erklärten Geschmack an Heyrath so glücklich überwunden hat.

LII.

Sophie an Donauweil.

Ich höre, Herr Graf, daß Ihre Lage durch den Tod Ihrer Gemahlin sich verändert hat: Sie sind jetzt frey, und Ihre Liebe wird rechtmäßig. Sie können mir Ihre Hand anbieten, aber ich sage Ihnen, was Sie schon vorher hätten wissen können, daß ich sie nicht annehmen werde, nicht annehmen darf. Der Zufall, der Ihnen Ihre Freyheit zurück giebt, hat Ihrer Liebe ihr Unerlaubtes benommen; aber das Andenken daran kann er nicht auslöschen. Wenn ich mit Ihnen gebrochen habe, so trieb mich Ehrgefühl und Achtung für mich selbst dazu: Beyde hatten Sie beleidigt. Das Herz, welches Sie mir jetzt anbieten – ist es nicht dasselbe, welches Plan auf meine Unschuld machen konnte? Hat Sie dieser Todesfall, der Ihre Thränen vielleicht mit gegründetem Rechte fodert, ehrliebender und tugendhafter gemacht? Nein, Herr Graf, die Tugend ist selbstständig, und bleibt in allen Lagen dieselbe. Noch mehr: und wenn ich

Ihnen verzeihen könnte, würde ich doch nie die Ihrige werden; denn Sie konnten, ohne Geringschäzzung gegen mich zu fühlen, nicht unerlaubte Wünsche gegen mich äussern. Diese Geringschätzung muß bey Ihnen durch den Anfall von Schwachheit, der damals meiner Unschuld den Tod drohete, verstärkt worden seyn. Lassen Sie uns also nicht an eine Verbindung denken, die uns beständig Schamröthe erpressen müste. Diese Verbindung, die vorher mein Stolz gewesen seyn würde, wäre jetzt meine Schande. Fragen Sie mich nicht, ob ich Sie noch liebe: meine Liebe kann meinen Endschluß nicht erschüttern. Meine Festmüthigkeit ist Ihnen bekannt: ich bin nicht eitel darauf, denn sie ist Folge meiner Pflicht. Wenn man sich zwischen Schande und Tugend gestellt sieht, so ist der Kampf zuweilen schmerzhaft, aber der Triumph bringt nie Ruhm. Leben Sie wohl; meine abschlägliche Antwort kann Ihnen nur vorübergehenden Unwillen erwecken; aber Ihre Reue würde ewig dauren, wenn ich mich Ihren Wünschen fügte.

LIII.

Donauweil an Salbach.

Ja, Salbach, Sophie hat Wort gehalten: hat an mich geschrieben. Dir schweben Glückwünsche

auf der Zunge, nicht wahr? Du bist überzeugt, daß sie mir ihre Hand, die ich durch meine Liebe und meine Quaalen ohne Widerrede verdient habe, in diesem Brief anbietet? Du irrest, Salbach! sie schrieb mir, um mich abzuweisen. Sie ist frey, ich bin es auch; aber sie will mich nicht. Nein, das ist zu viel! Diese Unmenschlichkeit, diese — — sie bringt mich zu mir selbst; sie hat meine Fesseln zerbrochen: ich liebe sie nicht mehr, ich hasse sie; — Hasse sie? Nein, ich bin ruhig, ich bin gleichgültig gegen sie. Du siehst, sie haßt mich: und sie soll mich hassen! Sie hätte mich ohnehin unglücklich gemacht. Mit Erröthen bekenne ichs, daß ich mich von ihr geliebt glaubte; aber nie hat sie mich geliebt. Könnte sie sonst meine Hand ausschlagen, die ihr endlich die Liebe im Gefolge der Ehre anbietet? O, nach allem, was ich für sie gethan habe! Wenn Du wüßtest, Salbach, was ich für sie gethan habe — — Salbach, erwähne ihrer nie wieder gegen mich! Sie ist aus meinem Herzen verbannt: Bring sie mir nie wieder ins Gedächtniß zurück. Ich will sie vergessen, und mich dadurch an ihr rächen. Nie wird sie ein Herz finden, wie das meinige: sie wird noch den Verlust desselben, aber zu spät, bedauren. Ich schwöre Dir, daß mich jetzt selbst ihre Liebe nicht zurück

führen würde. Ich komme heute noch nach Wien zurück, um Dich aufzusuchen, um Dir überall hin zu folgen: Jetzt und immer kenne ich nichts als Freundschaft. Sprich mir nie wieder von Sophien!

LIV.

Donauweil an Salbach.

Salbach, es ist um mich geschehen! Sophie verläßt Wien; ist im Begrif abzureisen: so eben erfahre ichs. Hättest Du ihr so bittern Haß zugetrauet? Denn mich, mich flieht sie! – O, Salbach, ich bin in einer Bestürzung! – Wenn sie fortreiste – Ich will ihr schreiben – sie wird meinen Brief lesen – ich kann Dich heute nicht sehen. Mit Zittern erwarte ich ihre Antwort. In drey Tagen wird sie nicht mehr innerhalb der Linien von Wien seyn! In drey Tagen bin ich allein – bin ich von ihr getrennt. – Salbach, meine Quaal geht über alle Beschreibung! Ich habe keinen Athem – ich habe keine Worte. – Unmenschliche, unmenschliche Sophie!

LV.

Donauweil an Sophien.

Was höre ich, Sophie? Sie verlassen Wien: ich weiß es, weiß es gewiß. Sie verlassen mich, Sie fliehen mich! Ihr Haß erlaubt Ihnen nicht, mit mir in Einer Stadt zu wohnen. Der Ort, in welchem ich gebohren bin, in welchem ich Ihre Bekanntschaft machte, in welchem ich mit Ihnen athme und lebe, ist Ihnen verhaßt, weil alles darinn Sie an mich erinnert! O, Sophie, für so viel Liebe geben Sie so viel Haß! Sie liebten mich einst: was konnte Ihr Herz so sehr verändern? O, bleiben Sie, Sophie! Sie werden überall Liebhaber finden, aber nie, das sage ich Ihnen vorher, nie werden Sie geliebt werden, wie ich Sie liebe. Oder fürchten Sie das Band einer Vermählung; sehen Sie es für Verlust Ihrer Freyheit an? O, Sie behalten Ihre Freyheit, und bemächtigen sich noch dazu der meinigen. Dies Band, Sophie, wird Ihre Herrschaft über mich befestigen, heiligen! Ich will von allen Rechten, die mir die Ehe giebt, nur das üben: Sie glücklich zu machen. Ich will Ihr Gemahl werden, um als Ihr Liebhaber leben und sterben zu können. Ich will es versprechen, ich will es im Ehekontrakt nieder=

niederschreiben, wenn es seyn muß: Ihnen zu gehorchen, Ihnen zu dienen, so lange ich lebe. Ihre Gewalt über mich soll unbegränzt seyn, wie meine Liebe.

Aber wenn Sie, aus Flattersinn oder Unwillen, Sich in die Arme eines Andern werfen? Wenn Ihre Abreise von Wien nur mein kleinstes Unglück wäre: O, Sophie, dieser Gedanke ist mir schrecklich, übersteigt meinen Muth! Ich lasse Sie nicht; ich folge Ihnen überall! Wenn Sie mir entfliehen wollen, verrenne ich Ihnen den Weg, falle Ihren Pferden in die Zügel, werfe mich vor die Räder Ihres Wagens! Ich drohe nicht in den Wind: es ist der feste Endschluß meiner Verzweiflung: er wird ausgeführt! Dann will ich sehen, ob Sie unmenschlich genug — — O, Sophie, sehen Sie den Zustand, worinn Sie mich versetzt haben! Nie hat ein Mensch gelitten, was ich für Sie leide! Geben Sie mir Ihr Herz zurück: ich habe es so theuer erkauft! Wenn Sie wüßten, was es mir alles gekostet hat — — o, Sophie, lassen Sie mich nicht in meiner Verzweiflung zurück: ich bin jetzt zu allem fähig. Nur Ein Gut hat diese Welt noch für mich: und dies Gut sind Sie, Sophie! Alles opfre ich auf, um zu seinem

Besitz zu gelangen, oder mich wegen seines Verlustes zu rächen. – O, Gott, ich fühle, daß mein Unglück meinen Verstand überwältigt! Machen Sie mich wieder glücklich, Sophie; oder bald wird es nicht mehr Zeit seyn!

LVI.

Sieburg an Donauweil.

Schöne Sachen vernehme ich von Dir, Donauweil! Die Tage und Nächte, die Du, wie ich mir einbildete, mit Klagen und Seufzen über den Verlust einer geliebten Gattin hintrauren solltest, bringst Du mit Bewerbungen um eine Andre zu. Du bist sterblich verliebt, höre ich. Deshalb also gabst Du mir auf, Dich nicht über die Ursach Deines Kummers zu befragen? Also das öffentliche Gerücht muß mir erst die Geheimnisse meines Herzensfreundes überbringen?

Sie sind ein Narr, Herr Graf, verstehen Sie mich? Ich bin in einer Wuth wider Dich – – Du wolltest mir Deine Liebschaft verbergen! Vermuthlich scheutest Du Vorwürfe. Und von welcher Art und Beschaffenheit ist denn diese Liebschaft?

Ist

Ist die Wahl Deiner würdig, warum mir nichts davon sagen? Was hältst Du denn von meinem Herzen? Bin ich denn ein Bär, ein Tyger?

Höre, Donauweil, ich bin sehr unzufrieden mit Dir. Wenn Du mich nicht mehr lieb hast, so sage es mir. Ich will alles verwetten, wenn Dir nicht Dein Salbach den herrlichen Rath gegeben hat, mir die Sache zu verschweigen, aus Furcht vor einer zerfleischenden Kritik. Leute seiner Art kennen keine rechtliche Liebe, und keine nachsichtsvolle Tugend; und ich glaube wirklich bemerkt zu haben, daß ich ihm eben so viel Furcht erwecke, als er mir Langeweile und Ekel.

Ich komme heute Abend zu Dir, um Dir meine Verzeihung zu überbringen; aber laß es nicht wieder darauf ankommen. Genau erwogen, finde ich doch, daß Du Deine Ursachen haben mußt, mir Deine neue Liebe zu verbergen. Vielleicht hätte ich etwas dawider einwenden können: ich dulde die Liebe, aber verbiete die Raserey; und man hat mir Sachen von Dir erzählt, die Dich zu der runden Gloriette hinter dem allgemeinen Krankenhause *) qualificiren.

 Ich

*) Dort steht der Narrenthurm.

Ich weiß wohl, was Du mir einwenden wirst; aber ich antworte Dir im voraus, daß die Leidenschaften zwar sehr viel über uns vermögen, daß aber auch wir manches über sie vermögen. Mein lieber Freund, ich habe manchen schönen Seitenhieb auf die Vernunft gelesen und gehört; aber ich glaube, wir bestreben uns gemeiniglich mehr, sie zu unterdrücken, als sie zu nutzen. Donauweil, ich habe mehr als einmal die Probe gemacht und gefunden, daß es mit der Vernunft der Menschen wie mit ihrem Körper ist: Uebung macht sie stark; Läßigkeit schwach und kindisch. Erinnere Dich, daß die Tugend nie freywillig kömmt: erringen muß man sie. Ja, erringen, Donauweil! Schönheit ist ein Geschenk, aber Tugend mußt Du kaufen, lieber Freund.

Ich bemerke, daß ich moralisire. Doch wenn auch diese Lehren für Dich verloren sind, so werden sie doch so viel würken, daß Dein weiser Führer Salbach darüber lachen und mich sehr scherzhaft finden wird. Ich erlaube Dir, ihm meine Moral mitzutheilen, und Du kannst es thun, ohne indiscret zu seyn: Denn sie sind in einer Sprache geschrieben, die er nicht versteht.

Nach-

Nachschrift. Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß ich mit dem Ankaufe meines Landguts zu Stande bin. Du weißt, ich wollte mit Dir darüber schwatzen, aber da ich Dich zu stark beschäftigt glaubte, so habe ich den Handel allein geschlossen. Ich denke es in wenig Tagen in Besitz zu nehmen.

LVII.

Donauweil an Salbach.

Nein, ich kann mich nicht länger halten, Salbach: ich bin trunken von Entzücken! Mein Herz ist zu voll: ich muß Dir schreiben, eh' ich Dich sehe. Meine Freude ist so ungestüm, daß sie nicht eine Stunde warten kann. Ich schreibe an Dich, so lange bis Du selbst kömmst. Du sollst mir nicht mehr sagen, daß ich Dir nur Jeremiaden schriebe: Diese Zeiten sind vorbey.

Du weißt, daß mir die gedrohte Abreise Sophiens Sinne und Verstand raubte: in meiner Verzweiflung that ich einen Schritt, der – einer der klügsten und glücklichsten meines Lebens war. Ich eilte in das Haus der Tante Sophiens. Ohne

mich anmelden zu lassen, ohne von jemand angehalten zu werden (denn meine Zudringlichkeit führte die Leute irre,) lief ich über einen langen Vorsaal, trat in ein Zimmer, welches eben so gut ein Anderer, als Sophie und ihre Tante hätte bewohnen können; fand aber beyde wirklich in demselben. Hereintreten, einen Blick voll Liebe und Reue auf Sophien werfen, ihrer Tante zu Füssen stürzen, und sie flehend anblicken: alle diese Bewegungen waren das Werk eines einzigen Augenblicks: Gnädige Frau, schrie ich: mein Name und mein Verbrechen sind Ihnen bekannt. Ich bin Donauweil. Zu ihren Füssen bitte ich um das Recht, alles wieder gut machen zu dürfen!

Du hättest sie beyde sehen sollen, Salbach! Bey meinem raschen und unerwarteten Eintritt, bey meinem Sturze zu den Füssen der Tante sprangen sie beyde, von Erstaunen und Angst übermannt, plötzlich auf. Sophie stützte sich auf einen Lehnstuhl, und verbarg mit beyden Händen ihre Verwirrung, vielleicht auch ihre Thränen; Frau von Buchwald, ihre Tante, sank stumm und beweglos in ihren Stuhl zurück.

Sie antworten mir nicht? rief ich: O, Verzeihung, daß ich mich bis zu ihnen vordrang! Schliessen

sen sie von diesem gewaltthätigen Schritt auf die Verzweiflung, die aus mir handelt! Man kann nicht so unglücklich seyn, als ich bin, ohne strafbar zu werden. Geben sie mir Sophien wieder: wenn ich ihren Zorn verdiente, so verdiene ich jetzt nicht weniger ihr Mitleid.

Herr Graf, erwiederte Frau von Buchwald nach einer Pause: ihre Verwegenheit setzt mich in Erstaunen, aber noch mehr ihre Worte. Entweder hat die Verzweiflung ihnen den Verstand geraubt, oder ihre Keckheit ist unbegreiflich! Was wollen sie von mir? Es gelang ihnen allein nicht, meine Nichte zu verführen, wollen sie mich etwa zu Hülfe rufen?

Halten sie ein! rief ich: der Verdacht ist grausam. Nein, ich will weder sie noch ihre Nichte beleidigen: ich ehre Sophiens Tugend; ich will Alles für sie thun. Befehlen sie, und ich eile mit ihr zu den Füssen des Altars. Nennen sie mir Namen und Titel, die glänzender und süsser sind, als Liebhaberin, Gattin: ich will sie ihr geben; alles, alles bewilligt ihr meine Liebe!

Bey diesen Worten heiterte sich die Stirne der Frau von Buchwald etwas auf. Sie bat mich

auf-

aufzustehen. Nein, rief ich, nein, Mutter meiner Sophie: zu ihren Füssen will ich sterben, wenn ich nicht Verzeihung erhalte! – Sie drang von neuem in mich, aufzustehen, und ich gehorchte ihr endlich, und nahm an ihrer Seite Platz. Sophie machte Miene, sich zu entfernen: Bleib, Sophie! sagte Frau von Buchwald, und Sophie blieb mit weggewandtem Gesichte bey ihr stehen. Darauf wandte sie sich an mich: Jetzt kann ich sie anhören, sagte sie: sie lassen meiner Nichte Gerechtigkeit wiederfahren, aber vielleicht zu spät. Sie hat mir mehr als einmal gesagt, daß nichts im Stande sey, die Beleidigung auszulöschen, die sie ihr durch ihre erste Erklärung zugefügt haben.

O, gnädige Frau! rief ich, indem ich ihre Hand mit Entzücken ergriff: Sie lieben Sophien mit der Zärtlichkeit einer Mutter: ich muß ihnen sagen – sie müssen wissen – Sophie liebt mich; ja, ich bin geliebt; sie ist unglücklich, und hat sich selbst verurtheilt, unglücklich zu seyn.

Herr Graf! unterbrach mich Sophie, indem sie mit Stolz aufstand: sie sind geliebt, sagen sie? Wer sagt ihnen dies?

O, Sal=

O, Dalbach, sie hatte so viel Anziehendes, so viel Grazie bey diesen Worten, daß mein Herz wider seinen Willen ihren Stolz gut hieß. Ich hätte ihr danken mögen dafür! ich liebte sie nur darum desto mehr. Liebetrunken stürzte ich ihr zu Füssen. Verzeihung, reitzende Sophie, rief ich: daß dies Wort mir entfuhr; aber warum konnte es sie auch beleidigen? Sophie, ich habe so viel gelitten: Bin ich dadurch noch nicht bestraft genug? O, helfen sie mir, rief ich, und lief zu ihrer Tante: helfen sie mir, daß ich ihr unerbittliches Herz rühre; kommen sie, handeln und bitten sie mit mir vereint; fallen sie ihr zu Füssen mit mir — —

Sie verlangen ein wenig viel! sagte Frau von Buchwald lächelnd: Aber ich habe geschworen, dem Herzen meiner Nichte keine Gewalt anzuthun. — Ich sehe, Sophie, du hassest ihn: ich muß dich seinen Nachstellungen entreissen! — Joseph! rief sie mit lauter Stimme: daß in einer Viertelstunde Wagen und Pferde bereit sind! Leben sie wohl, Herr Graf: dies ist das einzige Mittel, uns allen dreyen die Ruhe wieder zu geben: mich und meine Nichte wird es von ihrem tyrannischen Ungestüm, und sie von ihrer Liebe befreyen.

Während sie so sprach, sah' ich Sophien stumm und sprachlos vor Schrecken mit starren Augen an. Meine Blicke musterten alle ihre Bewegungen. Sie erblaßte, und war in höchster Verlegenheit; sie stritt lange, ihre Schwachheit zu verbergen; aber endlich erlag sie: es schien ihr eine Ohnmacht anzuwandeln. Ich bemerkte dies, Salbach, und wider Willen entfuhr mir ein lauter Schrey. Sie sehen, rief ich: sie sehen, Frau von Buchwald! Sophie – ihr Herz – sie sehen es ja selbst – helfen sie ihr, helfen sie, retten sie! – Freude und Schmerz bemächtigten sich meiner mit gleicher Gewalt, und raubten mir die Sprache.

Jetzt näherte sich Frau von Buchwald Sophien: Meine Tochter, sagte sie: ich hatte in deinem Herzen gelesen. Man kann nicht immer zürnen; man muß doch einmal verzeihen: du hast genug für deinen guten Namen gethan, thu' auch nun etwas für dich! – Sophie schwieg: Meine Tochter, fuhr ihre Tante mit Heiterkeit fort: fasse Muth, verzeih ihm! sein Verbrechen ist schon so alt – – sie ihn nur einmal an, und du wirst es vergessen. Deine Hand her – hieher, hieher, Sophie! deine Hand hat nicht weit zu der seinigen: Faß nur Muth, der Weg ist wirklich sehr

kurz!

kurz! – So hielt das herrliche Weib Sophiens Hand zwischen den ihrigen; aber Sophie zog sie zurück, um die Thränen zu verbergen, die ihr über die Wangen rollten.

Nun, fuhr Frau von Buchwald fort: soll ich noch etwas in deinem Herzen lesen? Laß sehen! Ah, ich verstehe: du willst, ich soll dir Verzeihung befehlen. Gut dann: ich befehle dir, ihm zu verzeihen!

Bey diesen Worten umarmte sie die liebe Hartherzige, und alsogleich fühlte ich Sophiens Hand in der meinigen. O, Salbach, wie soll ich Dir beschreiben, was ich in diesem Augenblick empfand! – Mit beyden Händen ergriff ich die ihrige, küßte sie, drückte sie – o, ich weiß nicht, was ich in diesen Augenblicken alles that! – Dieser Uebergang von Traurigkeit zu Entzücken war zu schnell, zu gewaltsam: das Uebermaas der Wollust machte mir Quaal!

Als ich aus meiner Trunkenheit ein wenig zurück kam, brach ich in laute Freude aus. Ich dankte der Tante mit abgerissenen Worten und mit Seufzern: ich flog wechselsweise aus den Armen der Tante in die Arme der Nichte; lief hundertmal

mal von einer zur andern; ich wagte es sogar, von einer unwillkührlichen Bewegung gedrungen, Sophien einen Kuß zu rauben; und sie, die das Herzliche und Wahre meiner Freude erkannte, stand nicht an, ihn mir zurück zu geben. Meine Augen standen voll Freudenthränen; Sophie weinte; ihre Tante weinte mit ihr – o, Salbach, es war eine Scene! Jetzt noch, da ich dies schreibe, weine ich vor Rührung. Kurz, ich bin glücklich! kein Hinderniß steht meiner Liebe mehr im Wege: ich bin glücklich! Nur noch drey Tage: und Sophie ist auf ewig die Meine. Nur noch drey Tage, so geht für mich ein neues Leben an! Was sage ich? Es ist schon angegangen in dem Augenblick, wo Sophie mir verzieh!

LVIII.

Donauweil an Salbach.

So eben endigte ich einen Brief an Dich, und jetzt fange ich schon einen zweyten an: beyde müssen zu gleicher Zeit bey Dir eintreffen. Ich war so tief mit meiner Liebe beschäftigt, daß ich darüber vergaß, Dir eine Nachricht zu geben, von welcher Glück und Leben Deines Freundes abhängt. Wenn

Du Sophien besuchst, und mit ihr sprichst, so sey klug und behutsam; sie könnte Dich wegen Albertinen fragen; hüte Dich, ihr zu sagen, daß sie keine glückliche Ehe mit mir führte. Ich kenne ihr feingestimmtes Herz: es würde dadurch verwundet werden; sie würde mich vielleicht weniger schätzen, weniger lieben. O, Salbach, mache nicht, daß ich ihre Liebe verliere: ich beschwöre Dich im Namen unserer Freundschaft: laß mir Sophiens Liebe vollständig und in ihrem ganzen Umfange! Sie ist mir so werth, zu meinem Leben so nothwendig! Sage ihr, daß Albertine — — Salbach, ich kann mein Geheimniß nicht länger verbergen: es entschlüpft meinem Herzen und meiner Feder. Ich kann, ich kann Deine Freundschaft nicht in eben dem Augenblicke beleidigen, wo ich sie um Hülfe anspreche; höre, was ich Dir nicht länger bergen kann: Albertine — — Hüte Dich, mir Einwendungen zu machen; ich verlange jetzt nicht Deinen Rath: die Sache ist gethan, erspare mir Vorwürfe: die Sache ist unwiederruflich gethan — —

Nicht wahr, Du hast nicht den mindesten Zweifel, daß Albertine todt sey? Haustrauer und öffentliches Gerücht haben es Dir bestätigt. Aber

 wisse,

wisse, Salbach, Albertine lebt. Ich habe das Gerücht von ihrem Tode nicht ausgestreut; aber meine Verzweiflung glaubte es nutzen zu können. Ich war entschlossen, alles zu unternehmen: den Dolch in der Hand, sprengte ich zu Albertinen, und drang ihr die feyerliche Zusage gewaltthätig ab, dem öffentlichen Gerüchte nicht zu widersprechen. Ich habe alles angewandt, ihren Tod glaublich zu machen; ich habe sie nach Woydy, nach den Gränzen von Siebenbürgen, gebracht. Dort wird niemand sie ausforschen; und sie selbst wird ihren Aufenthalt nicht verrathen. Sie kennt mich, sie weiß, daß Ein Wort ihr und mir das Leben kostet. Aber wenn sie auch ihr Versprechen nicht halten wollte, sie muß es halten: sie ist, ohne daß sie es vielleicht weiß, meine Gefangene: alles, was sie umgiebt, ist Wächter; man hört alle ihre Worte, beobachtet alle ihre Schritte; alle Briefe, die sie schreibt, und die man an sie schreibt, werden aufgefangen: kurz, sie steht nur in meiner und des Himmels Hand.

Wenn ich Dir hier alle meine Maasregeln vorzähle, so will ich nicht Dich dadurch überzeugen, daß sie unfehlbar, daß sie für immer wirksam sind: so weit geht mein Plan nicht. Wenn ich Sophien

phien erst habe, so ist mir alles gelungen; so ist alles übrige mir gleichgültig. Und hätte ich, eh' ich den ersten Schritt that, die traurigste Entwikkelung vorhergesehen: würde ich mich doch nicht haben abhalten lassen! Als ich meinen Vorsatz ausführte, war mein Unglück immer noch ungewiß: gewiß wäre es geworden, wenn ich Sophien verlohren hätte. Sophie muste mir werden, oder der Tod!

Aus dem allen siehst Du, Salbach, daß es vergeblich wäre, meinen Entschluß bestreiten zu wollen: er steht fest und unerschütterlich. Auch siehst Du wohl, daß Du mein Geheimniß nicht kund werden lassen darfst. Ich glaubte, einen Verrath an Deiner Freundschaft zu begehen, wenn ich länger schwiege; ich habe Dir mein Geheimniß entdeckt, weil ich überzeugt war, mein Freund, daß Du nicht fähig bist, mein Vertrauen zu mißbrauchen. Aber, wenn Dich Deine Liebe zu mir so weit triebe, daß Du, um mich zu retten, ein Verräther an mir würdest; so wisse, daß ich in meinem Herzen geschworen habe, was ich Dir jetzt schreibe: ich schwöre Dir, daß ein Pistol uns beyde bestrafen soll: Dich, für Deine Unverschwiegenheit, und mich für mein Vertrauen zu Dir.

Aber ich glaube, dieser Eid ist unnöthig: Du wirst mich nicht zu einem doppelten Morde zwingen. Wenn Du mein Geheimniß entdeckst, so kannst Du keine andre Absicht dabey haben, als mich zu retten; aber Du siehst, daß Du mich dadurch erst rettungslos machen würdest: Du weißt, daß unser Schicksal in unsern Händen ist, und daß ich, wenn ich nicht Kraft genug habe, Sophien zu entsagen, doch Muth genug fühle, meinem Leben ein Ende zu machen. Ueberlaß mich also meinem Schicksal. Der Wagehälsigste ist zuweilen der Glücklichste! Bin ich erst Sophiens Gemahl, so eile ich selbst zu Albertinen, um ihr die erste Nachricht davon zu bringen: Ja, ich selbst, Salbach, ich selbst! Sie liebt mich noch, und wird mich nicht wollen sterben sehen: sie wird mich vielleicht zu vergessen suchen. Sie ist unbekannt unter dem Himmelsstriche, wo sie lebt; sie wird unter einem andern Namen ein glücklicheres Schicksal suchen, als sie bey mir finden konnte; und ihre Freyheit soll ihr zurück gegeben werden. Das Loos ist geworfen! Salbach, nur ein Wort sage ich Dir noch, welches Dir meine innersten Gesinnungen aufdecken, und Dir Dein Benehmen in Absicht meiner vorzeichnen soll: Wenn Gott mit seinem Donner in der Hand selbst erschiene, und zu mir

sagte: Ich lasse es zu, daß du mit Sophien das Brautbette besteigst; aber bey deinem Erwachen soll mein Donner dich treffen! mit Entzücken würde ich rufen: Es sey! Bin ich doch Sophiens Gemahl!

LIX.

Salbach an Donauweil.

Du kannst leicht denken, daß mich die Entdekkung Deines Geheimnisses recht sehr überrascht haben müsse. Ich hätte lange grübeln sollen, um es zu errathen. Der Entwurf ist kühn. Du must seine Folgen vorher gesehen, Du must Deine Verschlagenheit und Festmüthigkeit aufgeboten haben, um einer traurigen Entwicklung zuvor zu kommen, oder sie zu dulden. Ich meinerseits freue mich, daß Albertine noch lebt, und freue mich, daß Sophie die Deinige ist. So ist alles recht gut.

Ich bedaure von Herzen, daß ich nicht Zeuge Deines unerwarteten Glücks seyn kann. Ich bin im Begrif, eine kleine Reise anzutreten, die ich durchaus nicht aufschieben kann. Ich wäre erfreut gewesen, die Gefahren, welche Dir drohen, mit

Dir zu theilen: aber das Glück lacht nicht jedem. Dich bringt es in die Arme Deiner Angebeteten, und mich um meinen Freund. Niemand kann seinem Schicksal ausweichen. Die Ueberzeugung von Deinem Glücke wird mich über meinen Unstern trösten.

Ich werde kaum Zeit haben, Dir mein Lebewohl zu sagen: es ist schon spät; und morgen mit Anbruch des Tages reise ich. Aber sey überzeugt, daß ich in der Ferne, wie in der Nähe, freundschaftliche Wünsche für Dein Wohl und Glück zum Himmel senden werde.

LX.

Donauweil an Salbach.

Wenn mein letzter Brief Dich überrascht hat, so hat Deine Antwort darauf mich nicht weniger überrascht. Es herrscht ein Ton darinn, der Dir, wie es mir scheint, ein wenig fremde ist. Deine Abreise scheint mir sehr übereilt und unvorbereitet. Sie hat mich in tiefes Nachdenken versenkt. Gestehe mir, Salbach, sollte sich nicht der Plan dazu, während der Lesung meines Briefs, Dir aufgedrun-

gedrungen haben? Es giebt Leute, deren tiefdringender Blick auch die entferntesten und verstecktesten Gefahren geschwind erforscht. Jemanden lieben ist eine ganz artige Sache; nur muß man sich dadurch nicht compromittiren: die Freundschaft ist auch ein gut Ding, nur muß einem seine Ruhe noch lieber seyn! Was meynst Du von diesen Grundsätzen? Sie haben sich mir, während ich Deinen Brief las, auch ganz unvermuthet aufgedrungen.

Doch wenn sie es sind, die Dich zu Deiner Reise bestimmen, so habe ich Dir weiter nichts vorzuwerfen, als daß Du mir ein Geheimniß daraus gemacht hast. Man muß sich nie schämen, klug und weise zu seyn. Ich lasse Deiner Vorsicht Gerechtigkeit wiederfahren; ich beneide Dich nicht darum, gebe ihr aber meinen ganzen Beyfall.

Das einzige ist mir verdrüßlich, daß ich Dir eine Reise verursache, die vielleicht einigen von Deinen Entwürfen zum fröhlichen Lebensgenuß zur unrechten Zeit kömmt. Doch glaube ich, daß Du, ohne Dich zu compromittiren, wenigstens Abschied von mir nehmen könntest. Aber dies ist nur ein Zweifel, den ich Dir vorlege; und ich will mich bey der Auflösung desselben gerne Deinen bes-

sern Einsichten unterwerfen. Lebe wohl, kluger, vorsichtiger Salbach!

LXI.

Salbach an Donauweil.

Du nimmst auch alles zu ernstlich, mein lieber Donauweil. Jezt, da Dich der Besitz Sophiens von Deinen wirklichen Uebeln befreyt hat, erdenkst Du Dir sorgfältig neue, die Dir nicht weniger drückend sind. Wenn ich Dir sage, daß ich eine nothwendige Reise vorhabe, so glaubst Du den Bewegungsgründen nicht, die ich dazu anführe, weil sie unschuldig und harmlos sind: Du schmiedest Dir neue, die Dich quälen und peinigen, vermuthlich weil Du Dich diesfalls in Uebung erhalten willst. Nein, nicht Dein Geheimniß ist es, was meine Reise veranlaßt: es hat nur tiefe Verwunderung bey mir bewürkt. Und es ist wahr, Donauweil, Du hast eine besondre Gabe, den Faden von Deinem Lebensroman zu spinnen: die Stuffenfolge ist sehr glücklich darinn beobachtet, und Du führst Deinen Leser aus Verwunderung in Staunen, und aus Staunen in Verwunderung.

Jeder hat seine eigene Art zu denken und zu empfinden: ich hätte mich gern in meinem letztern Brief über Deinen neuen Entwurf vernehmen lassen; aber ich sahe, daß Dein Vorsatz schon unwiederruflich war; und ich kenne Dich gut genug, um zu wissen, daß meine Einwendungen Dich unwillig, aber in Deinem Entschlusse nicht wankend gemacht haben würden; deshalb habe ich mich eines ehrfurchtsvollen Stillschweigens beflissen. Da Du überdies Sophien mit aller Gewalt zur Frau haben wolltest, und nur dies einzige Mittel dazu da war, so ist es gewiß, daß man Dir keine Vorwürfe machen kann, kein anderes gewählt zu haben. Dazu kömmt, daß dieser Schritt den Stempel einer Unerschrockenheit an sich trägt, die jeder Kritik den Mund stopfen muß; und daß er ein Uebermaas von Liebe anzeigt, welches, da es so ganz unerhört ist, nothwendig allgemeine Theilnehmung erwecken muß. Du wagtest alles, um Deine Liebe zu befriedigen; Du sahest alle Gefahren vorher, und trotztest ihnen: das ist schön, das ist heldenhaft! — Ich bete so gut wie Du die Schönheit an; aber ich sehe, daß unsere Abgötterey von ganz verschiedener Art und Natur ist. Ich kniee vor den Altären der Liebe als Opferer, nicht als Opfer; und ich trete Dir das Märtyrerthum der

Liebe gern und willig ab: ich schäme mich über diese meine Schwäche: aber es ist weit leichter, Dich zu bewundern, als Dir nachzuahmen.

Und warum denn nicht, ungläubiger Hartkopf, warum willst Du denn nicht glauben, daß nichts weniger, als Furcht, mich zu compromittiren, meine Abreise von Wien bestimmt habe? Nicht, als ob in ähnlichen Fällen nicht hundert andre Freunde solch eine Furcht befallen könnte: Denn Dein Schritt ist bis zum Erschrecken kühn; aber Du hast mich ja mit dergleichen ausserordentlichen Vorfällen schon vertraut gemacht: Dieser neue Streich ist doch nur der Schwanz des Romans: denn er ist – Heyrath. Freylich ist er auf eine ganz neue Art gewandt. – Wie verschieden sind doch die Köpfe! Ich bekenne, daß es mir in hundert Jahren nicht eingefallen wäre, zweymal zu heyrathen, ohne einmal Witwer geworden zu seyn. Das heißt seine Zeit wohl anwenden; und ich mache Dir meinen tiefen Bückling über Deine weise Oekonomie.

LXII.

Donauweil an Sieburg.

Ja, Sieburg, ich will alles bekennen: Ich fürchtete Deine strenge Tugend, und wagte es nicht, Dir mein Herz zu entdecken. Ich fürchtete Deine Vorwürfe, und darum versteckte ich mich gleichsam vor Dir. Deine Leidenschaften standen immer unter der Herrschaft Deiner Tugend; aber ich stand beständig unter der Despotie meiner Leidenschaften. Ich fürchtete Dich als einen strengen Richter. Du wärest ungerecht, wenn Du mich des Kaltsinns beschuldigen wolltest; auf die Rechnung jener Schaam, welche beständig im Gefolge der Schwachheit ist, setze mein Benehmen gegen Dich. O, wenn ich Dich vermied, so bin ich durch die Quaal, die ich seit einiger Zeit erduldet habe, hinlänglich dafür bestraft. Ich war so unglücklich, Sieburg! Ich war Deines Mitleids so sehr würdig! Aber jetzt, mein Freund, bin ich zu beneiden. Vergiß meine Fehler, und nimm Theil an meinem Glücke: in zwey Tagen bin ich Sophiens Gemahl. Du sollst sie sehen, Sieburg, ich will sie Dir aufführen: Du bist ihrer werth, wie sie Deiner werth ist. Ich will, daß Du sie hochschätzest, daß Du sie liebst; ja, das will ich,

Sieburg. Es wird Dir keine Ueberwindung kosten, sie zu lieben: sie ist die Tugend selbst. Ich will Dir nichts von den Reitzen ihres Geistes und ihres Körpers sagen: darüber sollst Du selbst urtheilen; und wenn Du das Uebemaas meiner Liebe zu ihr ausschweifend gefunden hast, so wirst Du es, wenn Du ihre Schönheit uhd Tugend siehst, sehr verzeihlich finden.

Wenn Du entschlossen seyn solltest, aufs Land zu reisen, so must Du es noch aufschieben. Du must Zeuge meines Glückes seyn, das mir nur ein halbes Glück schiene, wenn ich nicht unter Deinen Augen seiner geniessen könnte. Ich hoffe, meine Freundschaft wird über Dich erhalten, was sie nicht über Salbach erhalten konnte: er tritt morgen eine Reise an, die, wie er sagt, keinen Aufschub leidet. Vergebens habe ich in ihn gedrungen: auch nicht einen Tag länger konnte ich ihn aufhalten. Ich glaube, daß ich ihm dies nie werde verzeihen können. – Aber Du, Sieburg, Du wirst zu mir eilen, Du wirst Theil nehmen an meinem Glücke. Auch ich liebe Dich noch wie immer. Sophiens Liebhaber wird beständig der Freund seines Sieburgs bleiben. Wenn ich Ein Herz ganz für die Liebe habe, so habe ich ein anderes, ganz für die Freundschaft.

LXIII.

Sieburg an Donauweil.

Als ich Deinen Brief erhielt, Donauweil, war ich im Begrif, abzureisen, um mein Landgut in Besitz zu nehmen. Aber ich weiß, daß Du ein Feind alles Aufschubs bist: deshalb wollte ich lieber meine Abreise weiter hinaussetzen, als Dich bitten, Deine Heyrath aufzuschieben. Du willst also von neuem Gatte werden. Immerhin, immerhin! Es ist eine schwer auszumachende Frage: ob es gut oder übel gethan sey, zu heyrathen. Ich meinerseits werde nie heyrathen; aber ich sehe es gerne, wenn man heyrathet. Ich weiß nicht, ob die verheyrathete oder die hagestolze Liebe die beste ist: aber wenn Vermählung eine Thorheit ist, so ist sie wenigstens die letzte. Ein Liebhaber ist öfters gezwungen, seine Angebetete an irgend einer Kirchthüre knieend zu erwarten; da hingegen ein Ehemann zu Hause und stehenden Fusses sie erwarten kann.

So begierig ich auch war, mein neues Landgut zu sehen, bin ich doch keinen Augenblick angestanden, meine Abreise aufzuschieben. Ich freute mich, der Freundschaft ein Opfer bringen zu kön-

können; aber ich weiß nicht, ob nicht auch die Entfernung Salbachs kräftig dazu gewirkt hat. Ich würde, glaube ich, Dein Diner ziemlich matt gefunden haben, wenn ich ihn mit mir an einem Tische gesehen hätte; und er selbst würde sehr verlegen gewesen seyn: denn ich weiß, daß ich ihm zuwider bin, und zwar aus der sehr simplen Ursach, weil er mir zuwider ist. Man will sogar sagen, daß er unter meinen Augen gewaltig verlöre: er hat weniger Anstand, wenn ich ihn ansehe, und weit weniger Witz, wenn ich ihm zuhöre. Wäre aber die Sache nicht zu vermeiden gewesen, so hätte ich Dich wenigstens gebeten, mich an den einen und ihn an den andern Flügel Deiner Tafel zu setzen: er ist mir noch ganz leidlich, wenn ich ihn von weitem sehe.

Uebrigens, Donauweil, hat mich Dein Unwillen auf ihn herzlich zu lachen gemacht. Konntest Du denn je etwas anders von Salbach erwarten? Ich sehe gar nichts verwundernswerthes in seiner Abreise. Er wollte reisen, und reiste; nichts ist natürlicher. Es ist ein Mann nach der Uhr, dieser Salbach: Geschäfte gehen ihm vor Freunde. Höre, Donauweil, Du glaubst, ich scherze, nicht? Aber ich sage Dir: ich bin böse. Lerne

Unter-

Unterschied machen zwischen einem Salbach und mir. Wenn Du glaubst, daß alle Freunde Freunde wie Sieburg sind, so irrst Du, verstehst Du mich? Wisse, daß man nicht alle Tage Herzen findet, wie das meinige; und daß Du meiner nicht werth bist, wenn Du mich nicht nach meinem wahren Werthe zu schätzen weißt.

Ich hoffe, Donauweil, daß Dich diese Lektion klüger machen, und billiger urtheilen lehren werde. Ich wünsche Dir noch nicht Glück zu Deiner Heyrath: ehe man zu einem Kauf Glück wünscht, muß man wissen, ob er vortheilhaft ist. Man hat mir von Sophien viel Gutes gesagt; aber sie war noch Mädchen: und Mädchen sind schwer auszustudiren. Man lernt sie nicht eher kennen, als bis sie aufgehört haben, Mädchen zu seyn. Wir wollen hören, ob Dir Deine Frau noch eben so gefallen wird, als Deine Geliebte. — Uebrigens wirst Du doch nicht vergessen, daß Dir Albertine eine Tochter hinterlassen hat? Ich werde ein Auge auf sie haben, das kündige ich Dir hiermit an. Ich habe Leute gekannt, die während ihrer Wittwerschaft ihre Kinder mit Sorgfalt erzogen; aber, so bald sie wieder Gatten geworden waren, flugs vergaßen, daß sie auch Väter

ter wären. Ich werde Dir in diesem Punkt nicht die mindeste Nachläßigkeit verzeihen. Auch Sophiens Betragen werde ich diesfalls beobachten; da Du Vater Deiner Fanny bist, so hat Sophie ausser den Pflichten einer Gattin, noch die Pflichten einer Mutter zu erfüllen. Lebe wohl, mein Freund! Du kannst mich haben, wenn Du willst. Ich reise nun nicht.

LXIV.

Albertine an Donauweil.

Ich habe lange angestanden, Herr Graf, ob ich an Sie schreiben sollte oder nicht: ich fürchtete, daß Sie auch diesen Brief nicht lesen, oder ihn wohl gar in einer Anwandlung von Unmuth zerreissen möchten. Aber ach! was könnte Ihnen diesen Unmuth erwecken? Sie haben jetzt weder zu zürnen, noch zu fürchten: Sie können meinen Brief ohne Scheu und Erschütterung lesen. Jetzt kann nichts in der Welt Ihre Ruhe mehr stöhren: Sie haben keine Geliebte mehr, die Sie anklagen; keine Gattin mehr, die ihre Rechte geltend machen könnte: geniessen Sie ruhig die Früchte Ihrer Freyheit, und meiner Leiden: Leben Sie glück-

lich! Aber, Herr Graf, Sie sind frey, Sie sind gerächt, und doch hören Ihre Verfolgungen nicht auf. Können Sie nach der Rache noch Haß fühlen?

Doch nein, seit meiner Abreise von Chladeny sind Sie weder Urheber noch Mitschuldiger meines Unglücks: Sie haben Sich gerächt, und das Opfer Ihrer Rache aufgegeben; die Leute, die mich bewachen, sind nicht mehr in Ihren Diensten, nicht mehr Ihre Knechte, sondern Räuber und Entführer, die mich wider Ihren Willen gefangen halten. Wenn Sie dies wüsten, Sie würden ihrer Tyranney nicht freye Hand lassen, Sie würden eilen, mich zu rächen. O, Donauweil, sollten Sie mich aus blosser Grausamkeit haben leben lassen? Sollte Ihre Unbeständigkeit grausamer seyn, als wirklich beleidigte Liebe? Wenn ich Ihnen von jeher fremde gewesen, wenn ich ohne Freunde und Bekannte auf diese Welt geworfen, und selbst strafwürdig wäre; so könnten Sie meine Leiden nicht ohne Mitgefühl ansehen; und Sie wissen, daß mein Herz frey von aller Schuld ist. O, ich wünsche zuweilen, strafbar zu seyn – so würden sie wenigstens nicht ungerecht gegen mich seyn; ich würde Ihre Grausamkeiten geduldig ertragen müssen, weil ich sie verdiente; ich würde

den nicht hassen dürfen, den ich so sehr liebte! Was sage ich, hassen? Wenn Haß in mein Herz hätte dringen können, so würde es ruhiger seyn; aber ach! mitten unter den Leiden, die es Ihnen dankt, schmiegt es sich nur fester an Sie; erforscht, zählt es Ihre Schritte, und beschäftigt sich, Ihre innersten Gedanken und Empfindungen zu errathen. O, Donauweil, womit ist Ihr Herz beschäftigt in diesem Augenblicke, wo ich an Sie schreibe? Was thun Sie, was denken Sie jetzt? — Gott! was sagte ich? Es scheint, als ob der peinliche Verdacht in diesem Augenblicke zum erstenmal sich meiner bemächtigte; er erfüllt mich mit Schrecken und Schmerz. Ach, jeder Ihrer Schritte, jeder Ihrer Gedanken, ist vielleicht eine Beleidigung meiner Liebe! Während mein Herz von Seufzern erdrückt wird, und meine Thränen auf dies Papier tröpfeln, wiederholen Sie vielleicht einer andern die Schwüre, die Sie mir nicht gehalten haben; dieser Brief findet Sie vielleicht in den Armen einer Nebenbuhlerin; Sie zeigen ihr denselben, um Ihren Triumph glänzend zu machen; Sie lachen vielleicht in diesem Augenblick über meinen Schmerz und über meine Thränen — —

O, die Art der Marter, die Sie für mich gewählt haben, Donauweil, ist schrecklich: Sie haben

ben mir den Gebrauch meiner Sinne und meiner Empfindungen gelassen; aber mir alles geraubt, was mein Herz erheiterte und ausfüllte: Ihre Liebe; Josephen; meine Tochter! Warum mir meine Tochter rauben? Um die Grausamkeit auf den höchsten Grad zu treiben? Fürchteten Sie, daß sie die Leiden Ihrer Mutter mildern möchte? Oder besorgten Sie, daß ihr frühreifer Verstand die Lage derselben einsehen, und Sie verrathen möchte? – O, Donauweil, geben Sie mir meine Tochter zurück; und ich verspreche Ihnen, ich schwöre Ihnen, daß Sie nichts von meinem Unglücke erfahren soll. Wenn Sie Sich nicht entschliessen können, meine Thränen zu trocknen, so erlauben Sie wenigstens, daß ich sie an dem Busen meiner Tochter ausweinen darf. Seit so lange häufen Sie Leiden über Leiden auf mich: machen Sie mir ein Geschenk, über welchem ich meiner selbst vergessen kann! Meine Tochter, meine Tochter geben Sie mir zurück: ich will ihr nichts von meinem Gemahl sagen, nur von ihrem Vater will ich sie unterhalten. Ach! ich weiß zu gewiß, daß ich sie nicht wider Sie aufbringen werde! Oder, wenn Sie ihr nicht erlauben wollen, bey mir zu leben, so lassen Sie mich sie wenigstens einmal sehen! Ich fühle, daß mein Schmerz mich

 mit

mit jedem Tage heftiger angreift: nicht lange mehr wird die Sonne über meine Leiden aufgehen! O, daß ich sie nur noch einmal umarmen dürfte! — Sollten Sie aber fürchten, daß sie Ihr Geheimniß ausplaudern möchte: so will ich, ja so will ich mich überwinden, und sie nicht Tochter nennen: nur als Freundin will ich zu ihr sprechen, oder als zärtliche Anverwandte. O, Donauweil, es wird mir schwer werden, den Muttersinn zu verbergen; aber wenigstens werde ich sie wiedersehen, werde ich sie an mein Herz drücken, werde ich unter ihren Umarmungen sterben können! Jeder Tag raubt mir einen Theil meiner Kräfte und meines Muthes: bedenken Sie, daß dies die letzte Bitte seyn kann, die ich Ihnen vortrage. Kränken Sie durch Versagung derselben Ihre sterbende Gemahlin, die nur für Sie stirbt, nicht von neuem.

LXV.

Donauweil an Franz.

Franz, du bist ein Dummkopf und ein unverschämter Mensch zugleich. Warum schickst du mir solch einen Brief von der Gräfin? Er ist nicht beleidigend, aber in einem Tone geschrieben —

Wenn

Wenn du dich noch einmal unterstehst, einen Brief solchen Inhalts mir zu schicken, so hast du meinen ganzen Unwillen zu fürchten. Es fehlte wenig, so wäre ich auf der Stelle abgereist, dich für deine Unbesonnenheit zu züchtigen.

Ich habe Anstalt getroffen, daß meine Tochter in wenig Tagen nach Woydy überbracht werde: die Gräfin soll sie sehen, aber nur unter deinen Augen sehen. Habe Acht, daß nicht Ein Wort fällt, welches mein Geheimniß verrathen könnte. Sie kann ihre Tochter einige Tage bey sich behalten: ich will es so.

Aber erinnere dich, Franz! daß du mich beleidiget hast – Was für ein Brief! Und zu welcher Zeit! Während Freude und Wonne in meinem Herzen – – Sage der Gräfin nichts von meiner Unzufriedenheit mit dir: sie soll nie etwas davon erfahren. Merk dir dies. Schreib mir binnen hier und vierzehn Tagen nichts! ich habe Geschäfte. Man soll mich nicht stöhren, besonders von Woydy her. Fahre fort, mir treu zu seyn; nur werde klüger.

LXVI.

Sieburg an Donauweil.

Jetzt, Donauweil, kann ich Dir wegen Deiner Vermählung Glück wünschen. Weil ich Dich kenne, so war ich auf Deine verliebten Exstasen etwas mißtrauisch. Denn eine Sterbliche liebt man nie, immer eine Göttin: Körper, Geist und Herz, alles ist im allerhöchsten Grade an ihr vollkommen. Ich muste erst Sophien sehen, um von ihren Vorzügen überzeugt zu werden; jetzt habe ich sie gesehen, und ich bin zufrieden mit ihr: sie ist brav. Keine Göttin, aber ein liebenswürdiges Weib; und ich wünsche Dir Glück. Sie ist brav, wirklich recht brav. Ich glaube sogar, daß ich sie werde hochachten können. Sie zeigte, als ich mit ihr von Deiner Tochter sprach, gewisse Grundsätze, mit denen ich sehr zufrieden bin. Meine Aufrichtigkeit war ihr weder lästig, noch auffallend: und dies giebt mir von ihrem Herzen die vortheilhafteste Meinung. Noch ein Umstand ließ mich auch von ihrer Urtheilskraft eine gute Meinung fassen: Salbach, den sie nur ein paarmal auf den Raub gesehen hat, gefällt ihr nicht; er hat, ihr gegenüber, allen seinen Reitz und Zauber verlohren. Ich gestehe Dir, daß ich nicht übel Willens bin,

mei-

meine Achtung für sie nach der Verachtung abzumessen, die sie gegen ihn zeigt.

Uebrigens glaube ich, daß Du Dich nicht über mich beklagen kannst. Ich bin seit drey Tagen, so lange Du junger Ehemann bist, nicht von Dir weggekommen. Mir deucht, ich hatte an Deiner Seite ordentlich das Ansehen eines Eheschatzes. Jetzt will ich auf mein Landgut: ich muß ein wenig Landluft athmen: ich bedarf ihrer. Die Stadtluft sagt meiner Gesundheit eben so wenig zu, als die Stadtetiquette meinem Herzen und Geist. Ich will doch sehen, wie ich eingekauft habe. Mich zu besuchen, werde ich von Dir itzt noch nicht verlangen. Junge Ehemänner haben Geschäfte die Hülle und die Fülle zu Hause; und werden nicht anderwärts die Langeweile aufsuchen. Kurz, ich reise vergnügt aus Wien: es wird alles gut gehen. Deine Sophie werde ich wieder besuchen: sie gefällt mir. Aber, wenn ich es recht bedenke, so läufst Du Gefahr, wenn Du mich zu ihrem Freunde machst: je mehr sie meine Hochachtung und Zuneigung gewinnt, desto strenger und drückender werde ich Dich in Absicht ihrer behandeln. Wenn Du Dich unterständest — — nimm Dich in Acht! Die unbedeutendste Kleinigkeit wird keine Gnade bey mir

finden. Donauweil, wir sind nicht mehr jung; wir sind über die zwanzig hinaus; also keine Narrenstreiche. Warum sollten wir uns das verzeihen, was wir an den Weibern unverzeihlich finden? Weil wir die Gewalt in Händen haben? O pfuy! das heißt niederträchtig und ungerecht zugleich seyn!

Ich glaube, Du must mich, wenn ich mit Dir spreche, immer sehr geneigt zum moralisiren finden: dies kömmt aber wirklich blos daher, weil mein Freund Donauweil, unter uns gesagt, mancher kleinen Moral noch ein wenig nöthig hat.

LXVII.

Franz an Donauweil.

Zitternd schreibe ich diesen Brief, gnädigster Herr! Ich muß um Gnade bitten, ich bedarf Ihrer Verzeihung. Mein Diensteifer ist immer noch derselbe; aber mein Dienst wird mit jedem Tage schwerer. Ich fürchte, strafwürdig zu werden — Verzeihung, gnädigster Herr, ich bin es schon! Ich war schwach, ich war auf dem Punkt, zum Verräther an Ihnen zu werden.

Als

Als Fräulein Fanny, Ihren Verfügungen gemäß, in Woydy eintraf, so folgte ich Ihren sie betreffenden Befehlen Punkt für Punkt. O, Herr Graf, hätten Sie diese Scene mit angesehen! Ich ward so gerührt und bewegt, daß sich auch der kleinste Umstand derselben meinem Gedächtniß auf ewig eingeprägt hat! Verzeihung, Herr Graf, daß ich Bewegungen fühlte, die mich strafbar machten, und die mir noch in diesem Augenblicke, wo ich um Verzeihung flehe, die hellen Thränen erpressen.

Beym Anblick Ihrer Tochter kam sie geflogen, ergriff dieselbe, drückte sie an ihre Brust, und bedeckte sie mit einem Strom von Freudenthränen. Freude und Schmerz mahlten sich in allen ihren Blicken und Bewegungen. Fanny, rief sie mit zitternder Stimme: bist du wieder da, bist du wieder bey deiner – ach! du hast keine Mutter mehr, nur eine Freundin blieb dir; wirst du diese zärtliche Freundin lieben? O, liebe sie, Fanny, sie bedarf deiner Liebe, sie ist ihrer werth! – Thränen und Seufzer erstickten ihre Stimme; jeden Augenblick besorgte ich, daß der Schmerz ihr das Geheimniß entwinden würde; und doch hatte ich nicht Kraft genug, sie zu unterbrechen. – Nein, fuhr

fuhr sie fort, indem sie das Fräulein an ihr Herz drückte: du hast keine Mutter mehr: sie ist todt für dich; aber einen Vater hast du: diesen must du lieben. Ja, du must ihn lieben, Fanny; und möchte er dir eben so theuer werden, als er es dem Herzen deiner Mutter war. – Bey diesen Worten flossen ihre Thränen von neuem.

Die gnädige Gräfin bemerkte nicht, wie schnell die Zeit verlief. Es ward spät, und ich glaubte, daß es Zeit würde, sie zu trennen, weil ich, ohne die Ehrfurcht und den Wohlstand zu verletzen, nicht später um sie seyn konnte. Ich nahm also alle meine Kräfte zusammen, stand auf und näherte mich der Frau Gräfin; hatte aber nicht Muth, ein Wort hervorzubringen. Als sie meine Absicht errieth, that sie einen lauten Schrey, und ihre Arme drückten das Fräulein gewaltsam an ihre Brust. Auch letztre weinte, durch den Schrey ihrer Mutter erschreckt. – O, Franz, rief sie, indem sie zurück schritt, raube mir Fanny nicht! Ich habe sie ja kaum gesehen; ich bitte dich, laß sie mir! – Sie hörte nicht auf meine Vorstellungen. Bald nannte sie mich lieber Franz, bald Unmensch, bald Barbar. – Gnädige Gräfin, rief ich mit nassen Augen: meine Pflicht – Deine Pflicht? un-

ter-

zerbrach sie mich: deine Pflicht befiehlt dir, ein Unmensch zu seyn? O, laß mir Fanny! Ich weiß wohl, wenn man sie mir einmal wieder raubt, seh' ich sie nie wieder! O Gott! Franz — jetzt erstickte die mütterliche Zärtlichkeit alle übrige Empfindungen — darf ich es sagen, Herr Graf? Ich erröthe, da ich es niederschreibe: ich sahe die gnädige Gräfin, meine Gebieterin, die Gemahlin des Grafen von Donauweil, mir — zu Füssen fallen. Bey diesem Anblick, Herr Graf, stürzte ich erschrokken, überrascht und tief bewegt, gleichfalls auf die Kniee. O, ich hätte mich vor Schaam in das Innerste der Erde verbergen mögen! Gnädige Gräfin, rief ich: Sie werden mich unglücklich machen; es sey: reden sie! Was verlangen sie? — Sie bat mich, zu erlauben, daß ihre Tochter nur diese Nacht bey ihr bleiben dürfte. Ich konnte es ihr nicht abschlagen, Herr Graf, sie wäre unter meinen Augen gestorben. Aber ich hatte versprochen, über sie zu wachen; ein einziger Augenblick, wo ich abwesend war, hätte Sie verrathen können; ich fügte mich also ihrer Bitte nur unter dem Beding, daß ich die Nacht über bey dem Fräulein bleiben dürfte. Sie war es zufrieden. Ich ließ für die Tochter an der Seite der Mutter ein Bette aufschlagen, und brachte die Nacht schlaflos

in einem Lehnsessel zu. O, Herr Graf, wenn ich auch hätte schlafen wollen, ich hätte es nicht gekonnt, bey dem was ich hörte und sahe. Ich werde es Ihnen nicht wieder erzählen: nichts, als sanfte Klagen, hörte die Tochter an der Seite der Mutter; wenn sie von Ihnen sprach, so erstickten Seufzer ihre Stimme; aber nicht der Unwillen, nur der Schmerz sprach aus ihr. Als endlich Fräulein Fanny einschlief, rief sie mit einer Stimme, deren sanften Ton ich noch zu hören glaube: Schlaf wohl, liebe Fanny: Ruhe sanft, liebe – Tochter! Dies Wort, welches ihr entfuhr, schien ihren Schmerz gemildert zu haben, denn bald nachher ward auch die mütterliche Zärtlichkeit von einem süssen Schlummer eingewiegt.

Während ich Ihnen schreibe, Herr Graf, ist sie noch in diesem Schlummer versunken. Wenn ich daran denke, was für Kämpfe es kosten wird, wenn ich Tochter und Mutter wieder trennen soll; so fühle ich mich versucht, ihren Schlummer zu nutzen, und Fräulein Fanny wegzunehmen; ich stehe auf, trete näher; aber in dem Augenblick, wo ich im Begriff bin, zuzugreifen, fühle ich mich wie zurückgestossen: ich schiebe es auf, und schiebe es immer wieder auf. – – O, diese unwillkührliche

liche Schwachheit, die sich meiner bemächtigt hat, macht mich strafbar gegen Sie, gnädigster Herr. Ich bin in einer grausamen Verlegenheit. Die Menschlichkeit peinigt mich mit Vorwürfen, und meine Pflicht gegen Sie peinigt mich eben so stark. In dieser Verwirrung wende ich mich an Sie, gnädigster Herr. Ich bin noch voll von dem Eindrucke, den ich jetzt empfieng: und erwarte, daß Ihre nächsten Befehle mich entweder von meinem jetzigen Amte befreyen, oder mir alle die Festigkeit mitbringen werden, deren ich bedarf, um ihm mit Treue vorzustehen.

Ich verharre in tiefster Unterthänigkeit, u. s. w.

LXVIII.

Donauweil an Franz.

Ich habe nicht Zeit, dir weitläuftig zu schreiben. Du sollst dein Amt behalten. Du sollst mir dienen, treu dienen – – Welcher böse Geist plagt dich, mir einen so langen Brief zu schreiben? Konntest du mir nicht die simplen Fakta, ohne deine Betrachtungen, erzählen? Alle diese Betrachtungen –

kurz

kurz, ich verbitte sie mir – Franz, lieber Franz! verrathe mich nicht – Schreib nicht an mich – doch berichte mir – O, lieber Franz, was hast du gethan? – du wustest nicht, daß dein Brief – Franz, ich kann dir nicht schreiben – ich kann dir keine Verhaltungsbefehle schicken. – Ich werde dankbar für deine Sorgfalt seyn. Aber – ich werde dir bald wieder schreiben.

LXIX.

Sieburg an Donauweil.

Ich bin wieder in Wien, Donauweil, und befinde mich wohl. Ich bin zufrieden mit meinem Landgute; nur muß ich mich noch durch einen Wirrwarr von Formalitäten durchschlagen. Die Wächter über das Gemeinewesen werden nicht satt, zu schwatzen und zu schreiben: und beydes treiben sie sehr weitläuftig. Wahrhaftig, die Art, wie die Menschen unter einander ihre Geschäfte behandeln, ist die langweiligste unter allen, die man wählen konnte. Doch man muß sich darein schicken, und ich thue es auch; denn ich sehe: ein weiser Mann muß glauben, es gebe noch redliche Leute in der Welt, aber handeln muß er, als wenn er unter

lauter Schurken lebte. Es ist ein beschwerliches Handwerk das. Ein Menschenfeind muß es weniger unangenehm finden: die Meynung, die er von den Menschen hat, und der Haß, den er gegen die ganze Welt fühlt, machen es ihm weit leichter, mißtrauisch zu seyn. Mir ist es beschwerlich.

Ich wollte bey meiner Zurückkunft vor Deinem Hause absteigen; aber mir fiel ein, daß man nie in das Zimmer eines jungen Ehemanns gehen muß, ohne sich vorher anmelden zu lassen. Ueberdies sind die kleinen vertraulichen Unterhaltungen unter vier Augen mit Dir so angenehm, daß ich mir lieber in den Finger beissen, als eine davon unterbrechen wollte. Ich muß bekennen, daß Du ein interessanter Gesellschafter bist, wenn Du liebst. Ich weiß nicht, ob die Glut in meiner Abwesenheit ein bischen verloschen ist; sonst hatte Deine Liebe einen sehr heitern Charakter. Du schienst mir voll Deines Glücks zu seyn; und wenn Du jetzt noch so tief damit beschäftigt bist, so wirst Du zur Langenweile keine Zeit haben.

Ich meinerseits habe ein paar langweilige Stunden auf meiner Landreise gehabt. Nicht, weil ich allein war, sondern umgekehrt, weil ich Gesell-

schaft hatte. Ich hatte meinen letzten Brief an Dich kaum abgeschickt, als sich ein Neffe von mir melden ließ, und mich bat, ihn mit mir auf mein Gut zu nehmen. Ich hatte während meiner Abwesenheit dieses Menschen beynah vergessen; und ich weiß nicht, ob die Erneuerung unserer Vetterschaft mir grosse Freude bringen werde. Ich bin nicht sehr zufrieden mit ihm: ich halte ihn für kaltherzig und intereßirt. Er machte die Miene, als ob er sich meines Guts annähme, wie – seines eigenen. Ich muß Dir sagen, daß er wenig jünger ist als ich, und daß er von einem meiner Stiefbrüder stammt, der mich nicht sehr gut leiden konnte, den ich aber dafür desto lieber gewann. Es würde mich gar nicht wundern, wenn hier der Onkel den Neffen beerbte. Daran will ich arbeiten: nicht etwa, als ob ich Anschläge auf sein Leben machen wollte; aber über das meinige will ich mit möglichster Sorgfalt wachen. Ich dürste nicht nach seiner Hinterlassenschaft; aber ihm die meinige in die Hände zu geben, thut auch noch nicht sehr Noth.

Ich will diesen Abend bey Dir essen. Ich werde nicht böse, wenn ich auch Sophien sehen kann. Ich war das erstemal mit ihr zufrie-

den,

den, und denke öfter in ihrer Gesellschaft zu seyn; sie ist brav.

Nachschrift. Ich muß so bald als möglich auf mein Landgut zurück; aber vorher möchte ich Dich doch sprechen. Wenn die Gerichte befehlen, daß mein Landgut nun für mein Geld wirklich mein seyn soll; so reise ich morgen schon wieder ab: darum muß ich Euch heute sehen. Ich wünschte, daß unser Souper so klein und geräuschlos als möglich seyn möchte. Adieu, das Herz ist mir sehr leicht, weil ich Salbach nicht bey Dir sehe! ich finde, daß Du ein wackerer Freund und braver Gatte bist; ich bin zufrieden mit Dir, und liebe Dich darum desto herzlicher. Lebe wohl! Viel Schönes Deiner Sophie!

LXX.

Franz an Donauweil.

Gnädigster Herr!

Ihrem letzten Briefchen gemäß, hatte ich Ihre förmlichen Befehle zu erwarten, und sie sind endlich angekommen. Verzeihung, gnädigster Herr, wenn ich in Ihren letzten Briefen etwas Befrem-

dendes und Ungewöhnliches finde. Eine gewisse Unordnung – noch einmal, Verzeihung, gnädigster Herr! meine Pflicht macht mich verwegen. Ich habe an nichts zu denken, als wie ich Ihnen gehorchen soll; aber diesmal habe ich Ihre Verhaltungsbefehle studiren müssen. Es schien, als ob Sie alles nur halb, als ob Sie befehlen und auch nicht befehlen wollten. Doch sey dem, wie es wolle: Ihre Befehle sind befolgt: Fräulein Fanny ist weggesandt; und, was Sie dabey Wunder nehmen wird: ich habe keine grosse Mühe gehabt, die Frau Gräfin zu bewegen, daß sie sich zur Auslieferung ihrer Tochter verstand. Ich sagte ihr, daß einer Ihrer Freunde, der sich lange in England aufgehalten, jetzt zurück gekommen wäre, und sehnlich gewünscht hätte, Fräulein Fanny zu sehen, und daß Sie dies Verlangen gerne hätten befriedigen wollen. Ich war überrascht, als ich sahe, daß die Frau Gräfin sich Ihren Befehlen ohne Widerrede unterwarf. Nur müssen Sie nicht glauben, gnädigster Herr, daß Gleichgültigkeit ihr diese Trennung ertragen half; nein, es schien, als ob dieser Umstand ihr Herz mit einer geheimen süssen Hofnung erfüllte. Von der Zeit an, wo Sie ihr erlaubten, Fräulein Fanny wieder zu sehen, glaubt sie alles, unterwirft sie sich

allem.

allem. Diese Trennung, Herr Graf, hat ihr viel Thränen gekostet; aber sie glaubte, sich Ihren Befehlen nicht widersetzen zu dürfen, ohne sich einer Undankbarkeit schuldig zu machen. Auch war es sehr sichtbar, daß sie sich dieses Guts beraubte, in dem süssen Vertrauen, daß sie dadurch ein grösseres erhalten würde. Ich weiß nicht, ob die Frau Gräfin ihr Herz lange so ruhig erhalten werde; aber ich sehe, daß sie sich schmeichelt, ihre Verbannung nahe sich jetzt ihrem Ende. Ich meinerseits habe ihr weder Hofnung gemacht, noch sie darinn bestätigt; aber ich glaubte, sie nicht niederschlagen zu dürfen. Doch sehe ich wohl, daß sie nie erfüllt werden dürfte. Ein Brief, den ich von Ihnen erhalte — Gnädigster Herr! ich war eine Zeitlang fest entschlossen, Ihnen nichts über denselben zu sagen. Sie wissen, daß Sie mir befohlen haben, Ihnen nichts von den Wirkungen Ihrer Befehle zu melden; und der Himmel ist mein Zeuge, daß mir diesfalls kein Wort entschlüpft ist. — Man schreibt mir, daß Sie Sich von neuem vermählt haben: und dies haben Sie vor mir geheim gehalten, gnädigster Herr? Fürchteten Sie Unverschwiegenheit von mir, während alles für meine Treue und meinen Diensteifer spricht? Fürchteten Sie Einwürfe von mir? O, gnädigster Herr,

alle Ihre Schritte waren von jeher von der Weisheit und Billigkeit abgemessen; und wenn Sie eine neue Gemahlin wählten, so konnten, so durften Sie es thun. Es war gewiß, daß die Frau Gräfin nie in eine Ehescheidung willigen würde. Ein Verbrechen sind Sie nicht fähig zu begehen; und da sich die gnädige Frau nicht willig fügen wollte, so muste man es so, und nicht anders anfangen. Ihre Menschlichkeit, gnädigster Herr, wird Sie nur immer die gelindesten Mittel wählen lassen. Ich beschwöre Sie, mein theuerster Gebieter, auf meine Treue festiglich zu bauen. Ich würde mich sehr unglücklich schätzen, wenn Sie mißtrauisch auf mich werden könnten. Einige Augenblicke konnte ich bey Ausführung Ihrer Befehle erschüttert werden: und ich gestehe, daß die Frau Gräfin meinem Herzen hart zugesetzt hat; aber diese vorübergehenden Bewegungen sollen nie über die Ergebenheit triumphiren, die ich Ihnen ewig und ewig geschworen habe.

Ich verharre in tiefster Unterthänigkeit, u. s. w.

LXXI.

Donauweil an Franz.

Nein, Franz, ich setze kein Mißtrauen in deine Treue; nur laß mich: belästige mich nicht mehr — Wie? ich sollte mißtrauisch auf dich seyn, da ich mich dir gänzlich anvertrauet, mich deiner freyen Willkühr ganz übergeben habe? Wenn ich dir mein Geheimniß nicht entdeckte, so war es nicht Mangel an Vertrauen, sondern Mangel an Zeit. Es ist wahr, ich habe mich von neuem verheyrathet — ich weiß es — nur sprich nicht zu mir davon — ich weiß es nur zu gut. — Franz, mein lieber Franz, ich muste Sophien besitzen, oder sterben. Sie hat mir viel Leid gemacht: aber wenn Schönheit, wenn Reitze des Körpers und Geistes, und Vollkommenheiten des Herzens glücklich machen können — Nein, Franz, auf dem Erdenrund giebt es keinen glücklichern Sterblichen, als dein Herr es jetzt ist! — Was ich gethan habe, würde ich noch thun; und doch ist mein Herz — Franz, wenn du wüstest, wie sehr Sophie der feurigsten Liebe werth ist! Ich wäre glücklich, wenn — Du hast wohl gethan, Albertinens Hofnung nicht niederzuschlagen. Nicht, als ob sie je Hofnung zur Rückkehr meiner Liebe hätte — mein Herz und meine

Hand gehören auf ewig meiner angebeteten Sophie – sondern, weil ich dir dein Mitleid nicht verargen kann. Liebe und Rache haben meine ganze Gewalt gegen Albertinen aufgeboten. Noch war ich nicht so schwach – – mein Haß ist brennend, wie meine Liebe; aber ich bin mit keinem Tygerherzen gebohren; ich bin nicht grausam – Sey du es auch nicht, lieber Franz! Diene deinem Herrn mit Eifer und Treue: er ist dir gut – er verdiente glücklich zu seyn!

LXXII.

Sieburg an Donauweil.

Ich habe, seitdem ich Dich nicht gesehen, eine zweyte Reise nach meinem Landgute gemacht. Endlich und endlich ist diese Sache nun ins Reine gekommen. Mein Agent versichert mir, daß mein Landgut nun eben so gewiß mir gehöre, als vorher das Geld, welches ich dafür gab; und daß binnen zwey Menschenaltern die feinste Juristennase kein Lückchen zwischen meinem Rechte und meinem Gute auswittern könnte. In welch ein Labyrinth verwikkeln einen die menschlichen Gesetze! Sie dienen dazu, sagt man, uns unsre Besitzthümer zu sichern;

aber je mehr wir Waffen bey ihnen finden, uns zu vertheidigen; desto mehr Blössen geben sie den Schurken, uns anzugreiffen. Und endlich, was ist der Erfolg von Kriegen dieser Art: selbst wenn man siegt, ist es immer sehr hart, beweisen zu müssen, daß man selbst kein Schurke ist.

Doch sey es, wie es wolle: ich bin mit meinen Gründen und mit meinem Schlosse zufrieden. Eine geographische Beschreibung davon erwarte nicht: Du hast Dich ohnehin noch nicht sehr lebhaft dafür intereßirt. Dies soll kein Vorwurf für Dich seyn: ich entschuldige Dich gern und willig. Du hast so viel, so viel zu thun! Du liebst Deine Frau – Nacht und Tag. Und Du thust wohl daran; ich weiß Dirs Dank.

Du gefällst mir besser, wenn Du Deine Frau liebst, als ich mir gefalle, wenn ich meinen Neffen lieben will. Das ist ein elender Mensch! Nicht, als ob er nicht beständig um mich her scharwenzte: er ist sehr artig gegen mich, und sehr – unartig gegen Andre. Das ist ein übles Vorzeichen. Er sagte gestern in einem Anfalle von Zärtlichkeit zu mir: daß ihm alles, was mir angehörte, sehr lieb und werth wäre; und das glaube ich ihm aufs Wort, Donauweil. – Es scheint, als ob seine

ängstliche Achtsamkeit für mich mir bald eben so lästig werden wird, als die Politesse des biederherzigen Salbach. Gewiß ist es, daß er mir, wenn es ihm gelingt, meine ernstliche Unzufriedenheit sich zuzuziehen, wenigstens keine Langeweile machen werde. Man muß, wenn man es kann, der Wohlthäter seiner Anverwandten werden; aber man ist nicht verbunden, der Märtyrer der Verwandtschaft zu werden. Ich muß Dir ein Anekdötchen erzählen, woraus Du schliessen kannst, ob mein Neffe lange mit seinem lieben Onkel werde leben können. Er nennt mich seinen lieben Onkel.

Als ich die Gegenden um mein Landhaus besuchte, drang mich das schöne Wetter, den Spatziergang ein wenig auszudehnen. Eh' ich mirs versah, befand ich mich mit einem jungen Frauenzimmer, das auch einen Spatziergang in Begleitung eines einzigen Bedienten machte, Auge gegen Auge. Ihre Schönheit überraschte mich, und ein gewisser schmachtender Zug, den ich in ihrem Gesichte bemerkte, verschafte ihr meine ganze Theilnehmung. Unter irgend einem Vorwande bat ich sie, mir ein paar Augenblicke Rede zu stehen. Vielleicht verließ sie sich auf ihren Bedienten, oder

sie hielt mich für einen Menschen ohne Bedeutung; kurz, sie that, ohne Ja oder Nein zu sagen, ein paar Schritte vorwärts; ich mit ihr; und da sie mir durch diese Duldsamkeit gleichsam stillschweigend ein kleines Recht auf sich gab; so setzte ich ohne Bedenken meinen Spatziergang mit ihr fort. Ich bemerkte bald, daß ihr Verstand ihrer Schönheit entsprach. Ich war zufrieden mit ihr: es ist ein liebenswürdiges Weib; nur fand ich ihre Unterhaltung ein wenig geheimnißvoll. Ich vermuthe, daß irgend ein verliebtes Abentheuer dahinter steckt, welches unglücklich ausgeschlagen ist. Das thut mir leid: sie ist wirklich liebenswürdig. Alles, was ich erfuhr, war dies, daß sie in meiner Nachbarschaft wohnt. Ich bat sie um Erlaubniß, ihr meinen Besuch machen zu dürfen; aber sie schlug es mir rund ab; und ich versichre Dir, daß mir diese Aufrichtigkeit nicht wenig gefiel.

Als ich zurückkam, erzählte ich meinem Neffen dies Abentheuer. Bey den Lobsprüchen, die ich der schönen Unbekannten machte, zitterten ihm gar sichtbar die Lippen und Augenwimpern. Wenn er sie gesehen hätte, so würde ich geglaubt haben, er wäre eifersüchtig; aber er kennt sie nicht; und

ich sahe bald, daß er nicht wegen des Frauenzimmers, sondern wegen etwas ganz anderes eifersüchtig war. In den nächsten Augenblicken nachher spöttelte er über die Ehe, und rühmte den Cälibat: kurz, er vergaß nichts, um mich auf die wahre Ursach seiner Unruhe zu bringen. Du siehst, daß er sich wenig Mühe gab, zu verstellen: Nun sage mir, Donauweil, sehe ich denn aus, wie ein Pinsel, den man zu hintergehen sichs so bequem macht? Beym Teufel, ich bin kein Pinsel; aber mein lieber Neffe muß einer seyn. Ich würde ein Narr seyn, wenn ich heyrathete; aber ein zehnfach grösserer würde ich seyn, wenn ich, ihm zu gefallen, ledig bliebe. Ich hasse ihn nicht; aber ich glaube, daß ichs mit der Zeit lernen dürfte. Mein Herz ist nicht böse; aber hassen kann ich doch. Lebe wohl, mein Freund, Du siehst, daß grosse Abentheuer auf mich warten. Sag Deiner Sophie, daß ich sie schätze, und daß ich ihr Freund bin.

LXXIII.

Sophie an Sieburg.

An Sie, verehrungswerther Sieburg, Freund meines Donauweils, und auch mein Freund: an

Sie bin ich im Begrif zu schreiben. Ihr erster Anblick flößte mir Hochachtung und Ehrfurcht für Sie ein; und meine herzliche Freundschaft folgte sehr bald dieser Hochachtung und Ehrfurcht nach. Sie lassen in Ihrem ofnen und unversteckten Herzen jeden, der Gefühl hat, lesen, und kürzen dadurch die Präliminarien der Freundschaft so glücklich ab. Leute, die das Ceremoniel lieben, haben einen langen Weg zu thun, ehe sie Freunde werden, und werden es gewöhnlich sehr spät: denn sie haben eine doppelte Pflicht auf sich: sie müssen die sogenannte Politesse aufheben, und die Freundschaft pflanzen und groß ziehen. Wir sahen uns, und liebten uns, verehrungswürdiger Sieburg; aber ich würde Ihrer Freundschaft nicht werth seyn, wenn ich, um mein Herz zu erleichtern, einen andern Vertrauten wählte als Sie. Seit einigen Tagen bestürmen peinliche Unruhen mein Herz: Donauweil ist der Gegenstand derselben. Sie wissen, daß nie ein Liebhaber feuriger nach dem Namen des Gemahls rang: er erhielt ihn; aber es scheint nicht, als ob sein Herz ruhig wäre. Ich überrasche ihn oft bey verstohlnen Seufzern, die dem beglückten Liebhaber unnatürlich sind. Halten Sie diese Vermuthung nicht für ein Kind der Eifersucht. Wenn ich unruhig bin, so ist es

nur

nur um Donauweils willen. Er liebt mich noch, ich sehe es wohl; vielleicht hat er mich nie feuriger geliebt. Seine Sorgfalt und Achtsamkeit für mich vermehren sich mit jedem Tage; und ich wäre undankbar, wenn ich auch nur einen Augenblick an seiner Liebe zweifeln könnte. O, es ist etwas anderes, was ihn beunruhigt. Ja, mein Freund, ich wäre glücklich, wenn Donauweil es wäre! Aber warum entdeckt er mir sein Herz nicht? Verstellung ist ihm sonst so fremde! Vergebens bitte ich ihn, zu reden: sein Mund schweigt und sein Herz bleibt mir verschlossen. Und doch erzählt er mir alles, was ihm Angenehmes und Glückliches wiederfährt, mit so viel Offenherzigkeit und Feuer! Er läßt mich Theil an seinen Freuden nehmen; warum nicht auch an seinem Kummer? Aber wenn ich selbst, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, Ursach zu seinen innern Unruhen gebe? O, mein Freund, wenn Sie dies wissen, so reden Sie; oder wenn es auch Ihnen ein Geheimniß ist, o, so forschen Sie nach demselben. Ich weiß, daß Ihre tugendhafte Freundschaft viel über ihn vermag: sie wird ihm sein Geheimniß abdringen. Noch einmal, es ist nicht Eifersucht, die aus mir bittet: es ist Zärtlichkeit für Donauweil. Sie wissen, daß oft Ein verhaltnes Wort Zwey Un-

glück-

glückliche gemacht hat. Kommen Sie diesem Unglücke zuvor, mein Freund: Sie können es, Sie haben Einfluß, Muth und Kraft dazu.

LXXIV.

Sieburg an Donauweil.

Ich erwarte Dich diesen Abend bey mir, Donauweil, und Du must kommen. Ich will Dir gerade heraus sagen, worüber ich mit Dir sprechen muß: Du weißt, daß ich mein Herz beständig auf der Zunge trage: Deine Sophie hat mir geschrieben, daß sie Deinetwegen unruhig ist. Sie glaubt, Du habest Dich verändert; sie will bey Dir nicht mehr jene sanfte Ruhe der beglückten Liebe bemerken: ein düsterer Mißmuth, dessen Ursach Du ihr verbirgst, hat sich, wie sie sagt, Deines Herzens bemächtigt. Kurz, ich habe aus diesen Angaben Sophiens, die Dich für unglücklich hält, zuweilen schliessen wollen, Du fühltest Dich strafbar gegen sie. Nicht, als ob sie Dich anklagte: sie zweifelt an Deiner Zärtlichkeit nicht, sie glaubt, daß Du sie immer noch liebst. Aber wer weiß denn, ob sie nicht an Dir Langeweile mit Traurigkeit verwechselt; oder ob diese scheinbare Herzenserleich-

terung gegen mich nicht blos ein kleiner Umweg ist, den ihr Verstand ersonnen hat; denn sie hat viel Verstand. Höre, Donquweil, wenn ich sage, daß ich mich versucht fühle, Dich für strafbar zu halten, so must Du dies nicht buchstäblich nehmen. Hielte ich Dich wirklich dafür, so würde ich aus einem ganz andern Tone mit Dir sprechen. Du, Sophien untreu seyn! Wenn ich das glauben könnte! – Doch, wir sehen uns diesen Abend: Wenn Du nicht reden willst – so rede ich. Ich liebe und schätze Sophien, und dies nicht wenig: sie verdient es. Wenn Du Deine Pflicht gegen sie vergässest, so wäre es mir nicht genug, unsere Freundschaft aufzuheben, und Dich überall für einen gewissenlosen Menschen zu erklären: ich glaube, wir müßten uns die Hälse brechen. Ja, das glaube ich. Ich war Zeuge der Liebe, die sie Dir einflößte, Bewahrer Deiner Schwüre, und Wächter über Sophiens Glück, von dem Augenblick an, wo ich sie sahe: darum bin ich der Gewährsmann Deiner Liebe, darum habe ich mich als Dein Freund für Dich verbürgt, und Du wolltest mich stecken lassen? Nein, das geht nicht. Ich muß für Deine Redlichkeit stehen: Du sollst ein guter Mensch seyn – wider Deinen Willen sollst Du es seyn. Dies bedenke. Ich will Dich durch-

aus

aus sehen, ich will nicht eher aufs Land zurückreisen, als bis ich diese Sache ins Klare gesetzt, und entweder mit Dir gebrochen, oder Sophien ihre Ruhe zurück gegeben habe. Noch schiebe ich mein Endurtheil auf: ich halte Dich bis jetzt sogar noch für unschuldig. Ich liebe Dich noch von Herzen: bin aber eben so bereit, Dich zu hassen, wenn Du es verdienst.

LXXV.

Donauweil an Sieburg.

Ungeachtet Deiner Aufforderung und meines Verlangens, Dich zu sehen, werde ich es heute doch nicht können: eine Angelegenheit, die keinen Aufschub leidet, verhindert es. An dem Tone des Unwillens, der in Deinem Briefe herrscht, erkannte ich Dein edles und fühlbares Herz, und Deine Vorwürfe, so ungerecht sie sind, haben dem meinigen geschmeichelt. Sie beweisen, daß Du mich liebst, und daß Sophie Dir lieb und werth ist. Nein, Sieburg, ich verdiene Deine Vorwürfe nicht; und wenn man, um Deine Liebe zu erhalten, Sophien lieben muß: O, Sieburg, wie sehr must Du dann mich lieben! Sie herrschte nie

unumschränkter in meinem Herzen, als jetzt! Du hast Dich oft mit ihr unterhalten; ich bemerkte, daß Du meine Wahl gut hiessest; Du kennst die Reitze ihres Körpers und Geistes; Du weißt am besten, ob sie meiner werth ist — — O, wäre ich doch auch ihrer werth — Aber ich bin dazu weder tugendhaft noch liebenswürdig genug. Wie wünschte ich, die geheimsten ihrer Wünsche ausforschen, und sie erfüllen zu können; wie wünschte ich, daß ihre Zufriedenheit mit meiner Zärtlichkeit Hand in Hand gienge! Geh, Sieburg, und glaube nicht, daß ich aufhören könnte, sie zu lieben. Ach, sie weiß nicht, was ich alles für sie gethan habe — —

Ueber Deinen Brief habe ich mit ihr gesprochen. Beym ersten Worte flog sie mir weinend in die Arme. Sie bat mich, nicht zu glauben, daß Eifersucht ihre Klagen erweckt hätte; sondern blos der Gedanke, daß ich nicht so glücklich seyn möchte, als sie es wäre. Ich habe ihre Unruhe schon zerstreut. Die Liebe beruhigt sich eben so geschwind, als sie sich beunruhigt. Ich sagte ihr, daß mich seit einigen Tagen häusliche Angelegenheiten mehr als gewöhnlich beschäftigt hätten: sie hätte ernsthaftes Nachsinnen für Kummer gehalten. Und wirklich, Sieburg, dies ist die wahre Ursach

ihres Irrthums; ich bitte Dich, ihn ganz zu tilgen, wenn Du noch Spuhren davon bey ihr findest. Ich würde sterben vor Kummer, wenn sie sich für unglücklich halten könnte. Ich liebe sie – ja, ich liebe sie: der Himmel ist mein Zeuge. Ach, ich wünschte – – Sieburg, liebe mich, wie immer, und entzieh mir Deine Achtung nicht. Lebe wohl!

LXXVI.

Sieburg an Donauweil.

Ich habe mit Sophien gesprochen, und sie beruhigt. Ich bin überzeugt, daß Du sie liebst, und sie ist es auch. Ihre Seele ist sehr fein gestimmt: schone ihrer ja! Als Du mir schriebst, daß Du mich nicht besuchen könntest, muthmaßte ich, Du wolltest einer Erklärung ausweichen, deshalb flog ich zu Dir, damit Du mir nicht durchgehen solltest. Aber Dein Sagen und Thun hat mich überführt, daß Du unschuldig bist. Zwar sind in Deinem Brief einige Dunkelheiten, zweydeutige Worte, und abgerissene Gedanken – Aber darüber kannst Du Dich bey Gelegenheit erklären. Jetzt ist es mir genug, zu wissen, daß Sophie nicht Ursache hat, sich über Dich zu beklagen. Hast Du irgend

ein anderes Geheimniß, so erwarte ich, daß Du es mir vertrauest.

Sage mir doch, Donauweil: Du hast versprochen, mir Deine Tochter zu zeigen; wenn wird dies geschehen? Ich scheue mich nicht, Dich selbst durch Sophien daran erinnern zu lassen. Ich weiß wohl, daß zuweilen eine Frau oder eine Maitresse vor lauter Liebe nicht gern von Kindern eines andern Bettes hören mag; sie sind, sagt man, Gegenstände der Eifersucht für tiefverliebte Herzen; aber ich kehre mich an solche überfeine Ziereregen nicht; und ich glaube, und darf es mit Grund glauben, daß Sophie über solche Armseligkeiten hinaus ist. Sollte sie es nicht seyn, so ist es ihre Schuld, nicht die meinige. Lebe wohl.

LXXVII.

Sieburg an Donauweil.

Ich habe Dir schon etwas von einem jungen Frauenzimmer geschrieben, das ich auf einem Spaziergange in der Gegend meines Schlosses antraf. Ich habe sie seitdem wieder gesehn, und immer noch so viel Geist und Schönheit, aber grössere

Traurigkeit an ihr gefunden. Noch nie ist mir solch ein anziehendes Weib vorgekommen. Mein Anblick schien ihr weder Verdruß noch Freude zu machen. Ich bemerkte diesmal etwas, was ich das erstemal übersehen hatte: Der Bediente, der sie begleitete, hielt sich immer in unserer Nähe, und schien unsere Unterredung zu behorchen, aber nicht etwa verstohlner Weise, sondern, als ob er ein Recht dazu hätte. Darunter steckt ein Geheimniß; aber die Unbekannte ist unerforschlich. Ich gestehe Dir, daß sie meine ganze Theilnahme, meine sehr feurige Theilnahme erweckt hat. Und doch verzweifle ich, ihr Geheimniß ihr je abdringen zu können. Ihr Aeusseres scheint mir wohl anzukündigen, daß man sie drückt, daß man sie sogar unterm Schlosse hält; aber sie zeigt nicht jene Ungeduld, jenes dringende Bedürfniß, ihre Noth zu klagen, die den Verhafteten so natürlich sind, und die mit Blicken sehr vernehmlich sprechen können, wenn die Anwesenheit ihres Tyrannen sie verhindert, die Zunge zu brauchen. Vielleicht duldet sie die Strafe für irgend eine Vergehung; und sie ist billig genug, sich der Züchtigung ohne Murren zu unterwerfen. Aber sie hat so ein unschuldiges, harmloses Gesicht, so viel Edles und Grosses in ihrem Betragen! Wirklich sie intereßirt mich sehr leb-

lebhaft! – Doch man kann für niemand stehen; man macht jetzt feine Masquen. Aber wahrhaftig, für meine schöne Unbekannte wollte ich doch eine Bürgschaft wagen. Höre, Donauweil, wir sind oft sehr ungerecht, wir Männer. Ein Liebhaber fordert von seiner Geliebten, oder von seiner Frau zuweilen nicht blos eine Tugend, deren er sich selbst schämen würde, sondern macht ihr so gar öfters seine eigene Unbeständigkeit zum Verbrechen, und bestraft sie dafür, daß er keinen Geschmack mehr an ihr findet. Hat man nicht schon tyrannische Liebhaber gesehen, die ihre Weiber oder Maitressen nicht mehr liebten, und doch zum rasen eifersüchtig auf sie waren? Mein Freund, man muß sehr behutsam seyn, wenn man über die Tugend eines Weibes urtheilen will. Mann kann oft gewaltig dabey irren; und doch ist der geringste Irrthum in dieser Sache höchst gefährlich. – Kurz, ich kann nicht zugeben, daß meine Unbekannte strafbar sey – – Nein gewiß, sie ist es nicht. Ich weiß nicht, was mir am liebsten an ihr ist, ihre Schönheit, ihr Verstand, oder ihr Herz. Jedes ihrer Worte zeigt von dem fühlbarsten Herzen, und von einer grossen Seele. Wenn dies nicht Unverstelltheit ist, so ist es wenigstens etwas anders, das derselben nicht ähnlicher seyn kann. Kein Mittelweg,

telweg, Donauweil: sie ist entweder ein Engel oder ein Teufel! denn es gehörte eine erstaunenswerthe Geschicklichkeit dazu, so zu heucheln. Schliesse nicht aus dieser warmen Schilderey, die ich von ihr mache, daß ich in sie verliebt sey. Das wäre spaßhaft; aber es kann nicht seyn. Auf allen Fall würde mein Neffe, wenn er diesen Brief lesen sollte, halbtodt seyn. Die Wahrheit zu sagen: wäre mirs recht, wenn ich ihm eine kleine Angst machen könnte. Aber bey dieser soll es auch bleiben. Ich bin nicht verliebt; und Du weißt, daß eine Liebschaft mit einer Unbekannten, von welcher man gerade gar nichts weiß, wider den gesunden Menschenverstand liefe. Nein, es kann nicht seyn: es wäre Thorheit, Unsinn, Raserey – nein, nein, es ist nicht möglich! Aber ich kann ja doch, ohne in sie verliebt zu seyn, ihre geistigen und körperlichen Vollkommenheiten rühmen? Lebe wohl. Ich schicke diesen Brief durch einen Courier mit noch andern Depeschen ab: Du kannst Dich seiner bedienen, um diesen Brief zu beantworten.

LXXVIII.

LXXVIII.

Sieburg an Donauweil.

Besondre Umstände nöthigen mich, den Courier, welchen ich nach Wien schicken wollte, noch ein paar Tage zurück zu halten: Du bekömmst also zwei Briefe auf einmal. Ich traf gestern meine Unbekannte abermals auf meinen Spatziergängen. Zwar hatte sie ihre Promenade anderswohin gewählt; aber ich war doch glücklich genug, sie anzutreffen. Sie schien sich mit Mühe zu einer neuen Unterredung zu entschliessen, obwohl sie dabey weder fremde noch verächtlich that. Doch gab sie mir die Erlaubniß, mich mit ihr zu unterhalten, wenn ich in mein Gespräch nichts von ihr selbst wollte einfliessen lassen. Wir sprachen also von allgemeinen Dingen. O, Donauweil, mit wie viel Geist und Bescheidenheit sprach sie! Nie machte ein Gespräch so einen sanften, und doch zugleich so tiefen Eindruck auf mich. Obgleich ich ihr mein Wort gegeben hatte, nicht ihre Person hinein zu ziehen, entfuhr mir doch die Frage: Ob sie nie geliebt hätte? Ich hatte dies Wort kaum gesagt, als plötzlich ihre Augen voll Wasser giengen. Sie wandte das Gesicht weg, und entfernte sich eiligst, ohne mir zu antworten. Dieser Zufall fuhr mir der-

dergestalt ins Herz, daß ich eine lange Weile unbeweglich stehen blieb. Um welchen Preis hätte ich nicht diese unbescheidene Frage zurück kaufen mögen! Ich fühlte, daß ich ihr grosses Leid erweckt hatte; und wenn ich Einen umgebracht hätte, so würde ich mir nicht so bittre Vorwürfe gemacht haben, als jetzt.

Aber dieser Vorfall vermehrte mein Verlangen, sie näher kennen zu lernen. Ich folgte ihr mit meinen Blicken; ich wollte ihr nachsetzen: aber ich gestehe Dir, daß ich nicht Muth genug dazu hatte. Die Theilnehmung, die ich für sie fühle, läßt mich nicht ruhen. Ich werde sie noch aufsuchen, oder an sie schreiben. Und doch liebe ich sie nicht. — — Was werde ich zu hoffen haben? Es scheint nicht, als ob sie mein Herz verstanden hätte: sie kam mir zuvor, sie floh mich. Doch wenn dies auch: ich liebe sie ja nicht: bloß die Menschlichkeit spricht in meinem Herzen für sie: Liebe mischt sich nicht ins Spiel — — Donauweil, wenn ich mich verliebte, so hielt ich mich an Dich; und ich möchte für mein Leben gern an Dich. Deine Liebschaft, Deine Heyrath, Deine eheliche Glückseligkeit: alles hat mir den Kopf wirbelnd gemacht — — aber fort, fort! Ich bin

ein Narr, daß ich mich von einem panischen Schrecken jagen lasse. Ich bin nicht in sie verliebt.

Nicht etwa, Donauweil, daß mir eine kleine Schwachheit für diese Unbekannte lächerlich schiene. Sie ist über alles liebenswerth; und wenn sie durch Liebe unglücklich ist, so ist der Mensch, der sie hintergehen konnte, der tiefsten Verachtung und schwersten Strafe werth: denn sie ist unschuldig. Selbst ihr Schmerz trägt den Charakter der Unschuld.

Ich meyne, Dir geschrieben zu haben, daß ich noch eine Zeitlang auf dem Lande bleiben werde. Glaube aber nicht, daß mich Liebe hier fest gebannt hat. Es war mein Vorsatz von Anfang her, vier Wochen hier zu leben; und die herrliche Witterung, die wir hier haben, bestätigt meinen Vorsatz.

Es that mir Noth, von meiner Unbekannten mit Dir zu reden; und es freut mich, daß ich es gethan habe. Aber dieser Brief hier ist noch nicht zur Expedition abgeschlossen; und vielleicht habe ich Zeit genug, Dir noch andere Neuigkeiten zu melden. Immer noch muß ich, meinem verwünschten Agenten und den Rechten zu gefallen, meine

Leute nach Wien hetzen. Jeden Augenblick erwarte ich Nachrichten, die ich nöthig brauche, wenn mein Courier nicht vergeblich nach der Stadt sprengen soll.

Lebe wohl, mein Freund! vergiß Sophiens nie; vergiß aber auch über ihr nicht meiner!

LXXIX.

Sieburg an Donauweil.

Endlich kann mein Courier abgehen: er hat schon zwey Briefe für Dich, jetzt soll er auch den dritten bekommen. Ich bin Augenzeuge eines Auftritts gewesen, der Deine Aufmerksamkeit und Theilnehmung verdient. Ich kam gestern von einer benachbarten Stadt zurück. Unterwegs stieß ich auf eine wandernde Familie, die meine ganze Neubegierde rege machte. Sie bestand aus einem Vater, einer Mutter, einem mittelschlächtigen Sohn, und zwey kleinern Kindern. Ich ließ meine Pferde langsam gehen, um sie zu beobachten. Auf ihren Gesichtern bemerkte ich nichts Widerwärtiges, obwohl ihr Anzug Armuth verrieth. Reise und Hitze schienen sie ganz abgemattet zu haben;

denn

denn sie standen von Zeit zu Zeit still, oder setzten sich, um wieder Kräfte zu schöpfen. Mir ward es weh im Herzen bey diesem Anblick; ich stieg aus und näherte mich ihnen. Auf meine Frage, woher sie kämen und wohin sie wolten? antwortete mir der Vater: sie kämen aus der nächsten Stadt, und wollten auf ein sechs Meilen davon gelegenes Gut. — „Und was dringt euch zu dieser beschwerlichen Reise? sagte ich: Warum habt ihr eure ganze Familie bey euch?“ — O, gnädigster Herr, erwiederte der Vater: und wenn meine Familie noch einmal so stark wäre, hätte sie mitgemußt. Wir wollen zu einer Dame — zu einem Engel, den uns der Himmel zugesandt hat, um uns nicht Hungers sterben zu lassen. Wir wollen uns ihr zu Füssen werfen, und ihr danken. Es ist zwar noch weit zu ihr; aber wenn es uns an Kräften fehlt, den Weg zurück zu legen, fehlt es uns doch nicht an Muth.

Wirklich bemerkte ich, obwohl sie von Müdigkeit niedergedrückt wurden, ein frohes Lächeln auf ihren Gesichtern. Bey diesem Anblick ward mein Herz im Innersten bewegt, noch mehr aber durch die Geschichte dieser Familie, die mir der Vater erzählte. Er war in der Gegend Pachter gewe-

sen;

sen; aber von einem kleinen Tyrannen, der dort herum unumschränkt herrschen kann, weil er reich ist, und mächtige Freunde hat, zu Grunde gerichtet worden.

Ich hörte ihn, ohne ihn zu unterbrechen, zu, und bemerkte nicht, daß mir während seiner Erzählung eine Thräne nach der andern über die Backen lief. Der Ort, wohin sie wollten, war, wie sie sagten, noch weit, und sie schienen jetzt schon bis zum Hinsinken abgemattet zu seyn. Ich bedachte dies, und plötzlich schämte ich mich vor mir selbst, daß ich meinen Wagen leer neben her fahren ließ. Mein Entschluß war bald gefaßt: Kinder, sagte ich zu ihnen, eure Reise hat einen schönen Zweck, und es thut mir leid, daß die Entfernung des Orts und eure Müdigkeit die Regungen eures Herzens so lange zurück halten. Kommt, ihr seyd matt und müde, und ich bin es nicht: steigt in meinen Wagen, und ich werde euch zu Fusse folgen. Dafür verlange ich nichts, als daß ich mit euch gehen darf, um Augenzeuge eurer Dankbarkeit zu seyn. – Sie dankten mir lächelnd und mit Herzlichkeit für dies Anerbieten; wollten es aber nicht annehmen. Ich stellte ihnen vor, daß der Gefalle, den ich ihnen thäte, sehr klein wäre,

und daß sie mir ein Vergnügen machten, wenn sie einstiegen; aber sie bestanden hartnäckig darauf: es schickte sich nicht. Sie brachten mich auf dadurch, Donauweil; Du kennst mich: ich ward hitzig, und befahl ihnen, einzusteigen. Sonach bewirkte die Furcht das, was meine Bitten und ihre Ueberlegung nicht bewürken konnten. Mein Wagen gieng sehr langsam und ich hielt mich immer am Schlage, um sie zu beobachten. Es war mir ein Fest, zu sehen, wie sie sich unter einander anlächelten, und zuweilen Blicke einer verschämten Besorgniß verstohlen auf mich warfen. Die Thränen waren mir nie so nahe.

Wir kamen endlich an. Eine lebhafte Freude bemächtigte sich ihrer mit solcher Gewalt, daß sie mich gar nicht mehr zu bemerken schienen. Vater und Mutter drangen mit Ungestüm in das Haus ihrer Wohlthäterin, und ich mit ihnen. Hier, meine Kinder, rief der Vater, hier ist sie! Werft euch ihr zu Füssen! – Welch eine göttliche Scene, Donauweil! Die ganze Familie stürzte ihr zu Füssen und sie stand mit nassen Augen unter ihnen, und beschäftigte sich, sie aufzuheben. O, sie war es selbst, sie war es selbst, meine reitzende Unbekannte, die diese Unglücklichen ernährt und gepflegt,

und

und vom Hungerstod errettet hatte. Sie erkannte mich nicht gleich, oder vielmehr, sie bemerkte mich nicht. Die Freudenthränen, die über ihre Wangen rollten, liessen sie niemand bemerken, als die Geretteten, die um sie her standen, und mit ihrem Dankgeschrey das Zimmer erfüllten. Ich selbst stand mit starren Blicken und ohne Bewegung da; mein Herz war so tief bewegt, so voll von süssen Empfindungen, die sich bald in Entzükken, bald in Thränen auflößten!

Als der erste Sturm vorüber war, warf die liebenswürdige Unbekannte ihre Augen auf mich. Als sie mich erkannte, schien sie in Bestürzung zu gerathen. Meine Verlegenheit war nicht kleiner, als die ihrige. Sobald der alte Vater bemerkte, daß sie mich ansahe, rief er: O, mein Schutzengel, kennen sie diesen verehrungswürdigen Herrn nicht? O, er hat ein gutes Herz! Er ist nicht, wie andre vornehme Herren: weder hartherzig noch stolz. Unsre Dankbegierde gefiel ihm, und unsre Müdigkeit bewegte sein mitleidiges Herz. Er hieß uns in seinen Wagen steigen, er zwang uns, wider unsern Willen, dazu, weil wir es nicht für schicklich hielten, ihn zu Fusse gehn zu lassen. Er liebt die Dankbarkeit, der gute gnädige Herr: darum muß er ein wohlthätiges Herz haben.

An-

Anfangs schien die liebenswürdige Unbekannte nur erstaunt zu seyn: aber jetzt veränderte sie die Farbe. Ich bemerkte, daß sie in dem Wahn stand, ich hätte mich der List bedient, um bis zu ihr vorzudringen. Sie schien dieses Mittel eines rechtlichen Mannes unwürdig zu halten. Ich bestrebte mich, ihr diesen Verdacht zu benehmen; und versicherte ihr, daß ich dem guten Alten und seiner Familie gefolgt wäre, ohne zu wissen, wohin sie mich führen würden. Ich gestehe dir, Donauweil, daß ich in Verzweiflung gewesen wäre, ihr verächtlich geworden zu seyn. So viel Tugend, und so viel Schönheit in solch einem herrlichen Bunde! Wie gesagt, ich wäre nie wieder ruhig geworden, wenn es mir nicht mit Hülfe des Alten gelungen wäre, ihren Verdacht zu zerstreuen. Sie selbst schien sich beruhigt zu fühlen, da sie mir ihre Achtung zurück gegeben hatte.

Darauf befahl sie, daß die gute Familie gespeißt und gebettet würde. Ich war beschämt, mein Freund, daß ich den guten Leuten nicht nützlich seyn, und dem schönen Beyspiel, das ich vor Augen hatte, nicht nachahmen konnte. Ich fragte den Alten, ob er Aussichten für die Zukunft hätte? Keine gewisse, erwiederte er; aber meine Freunde

haben

haben versprochen, sich meiner anzunehmen. — O, wohl dann! rief ich: Wünsche mir Glück, Alter, ich kann dir nützlich seyn. Zu meinem Gute gehört ein Haus, mit Garten und Ackerland: dies will ich dir nicht verpachten, sondern schenken. Ich hoffe, daß du in demselben dein verlohrnes Glück wieder finden werdest. — Es schien, Donauweil, als ob diese That meiner Unbekannten besser gefiele, als alle die Lobsprüche, die ich ihr vorher beygelegt hatte. Denke Dir die Freude der guten Familie; sie drückten und küßten, vom Kleinsten bis zum Grösten, mir die Hand, und nannten mich mehr als hundertmal ihren Vater. — Ich weiß, Donauweil, daß mir Wohlthun wahres Vergnügen macht: ich kenne mein Herz; aber diesmal schien es nicht ganz zufrieden zu seyn, weil meiner Wohlthätigkeit ein kleiner Eigennutz zum Grunde lag: ich glaubte, daß die Begierde, meiner schönen Nachbarin interessant zu werden, sich diesmal meiner Wohlthätigkeit sichtlich beygemischt hätte.

Endlich entfernte sich der Vater mit Frau und Kindern, und ich blieb noch einen Augenblick bey ihr, aber ohne mich zu setzen, und immer unter den Augen ihres Argus, der mich unruhig beobach-

tete. Da der Abend immer näher herzu rückte, entfernte ich mich, nachdem ich dem unglücklichen alten Pachter aufgegeben hatte, den andern Morgen auf mein Schloß zu kommen. Er kam heute in der Frühe wirklich, und ich habe ihm schon seine neue Besitzung angewiesen.

Dies ist, lieber Donauweil, die Geschichte des gestrigen Tages. Wahrhaftig ich glaube, es ist richtig mit mir: ich bin verliebt. Ja, Donauweil, ich liebe dies reitzende Weib! Was daraus werden wird, weiß ich nicht; ich werde sie fort lieben und den Ausgang erwarten. Ich glaube, daß sie selbst in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, meine Gesinnungen gegen sie schon weiß, obgleich ich ihr das, was man Erklärung nennt, noch nicht gethan habe. Aber ich habe ihr meine Dienste angeboten, und sie gebeten, über mich zu befehlen. Dies war vermuthlich gesprochen, wie ein Liebhaber sprechen muß, und wenn sie mich verstanden hat, so wird sie mir auch glauben: ich meyne, daß ich keinem faden Stutzer gleiche, der, statt Liebe, artige Wörtchen giebt.

Sage mir, ich bitte Dich darum, was hältst Du von meiner Thorheit? Denn, daß es eine Thorheit ist, sehe ich wohl. Doch, sieht man

meine

meine Liebe mit gefälligen Augen an, so ist es gut; will man sie nicht hören, so muß ich schweigen. Aber viel kosten würde es mir; denn wahrhaftig, das Weib ist schön. Lebe wohl, und schreib mir etwas von Sophien, die ich über meiner Unbekannten nicht vergessen habe.

LXXX.

Donauweil an Sieburg.

Beantworte diesen Brief auf der Stelle, Sieburg! Wer ist sie? wie heißt sie? wie heißt ihr Gut? Du schreibst mir – Ich will wissen – schreib mir ohne Aufschub – ich intereßire mich lebhaft – vergiß auch nicht, mir zu melden, ob sie Dir nicht im Vertrauen entdeckt hat – – ich verdenke Dir es nicht, wenn Du sie liebst; aber man muß sich in Acht nehmen, Sieburg, man muß sich in Acht nehmen! Zuweilen lächelt einem die Zukunft an; aber nachher – – Hat sie Dir nichts gesagt? Hast Du keine besondere Unterredung mit ihr gehabt? Hat sie Dir nicht irgend einen Gedanken erweckt, den Du mir in der Eil verschwiegen hättest? Nicht, als ob ich irgend aus einer andern Absicht Theil nähme – – Lebe wohl,

und laß mich ja nicht lange auf Antwort warten! ich bin es ja, der Dich darum bittet. Jetzt fühle ich wohl, daß ich unrecht that, mich nicht nach der Gegend, wo Dein neues Landgut liegt, zu erkundigen; aber ich hatte ja an ganz andre Sachen zu denken. Ueberdies konnte ich ja nicht vorher wissen — — Du wirst mir dies schon verzeihen. Gieb mir Auskunft hierüber, und antworte mir nur recht bald!

LXXXI.

Sieburg an Donauweil.

Ich antworte Dir, Donauweil, und antworte Dir auf der Stelle. Aber sage mir, beym T**! was fährt Dir durch den Kopf? Was für einen Brief schreibst Du mir? Bist Du närrisch? Hat man je in solch einem Tone Briefe geschrieben? Als ich mein Landgut kaufte, wollte ich mit Dir darüber sprechen, und Du nahmst keine Notiz davon; und nun, da ichs gekauft habe, fährt Dir irgend eine Fliege durch den Kopf; und nun willst Du es bis auf seine umliegenden Gegenden auskundschaften, und man soll ja nicht anstehen, Deine Fragen zu beantworten. Ich schreibe Dir von einem

einem Frauenzimmer, das ich von ungefähr habe kennen lernen; und nun thäte es Noth, daß ich Dir auf einer Luftpost ihre Wohnung, ihren Familiennamen, ihren Taufnamen, ihr Alter, ihre Grösse und – was weiß ich alles noch mehr! bestimmen und her erzählen soll. Muß ich Dir nicht auch ihr Portrait schicken? Wie das gleich Feuer fängt! Wenn meine Unbekannte in oder um Wien wohnte, so glaubte ich, Du wärest aus meinem Vertrauten mein Nebenbuhler geworden; aber zum Glück ist sie neunzig Meilen von Dir entfernt. Woydy heißt das Gut, welches sie bewohnt; und das ist die ganze Auskunft, die ich Dir von ihr geben kann. Ich weiß wohl, daß Du nun so klug bist, wie vorher; aber ich gestehe Dir, daß ich selbst nicht klüger bin. Ihr verwünschter Wächter verläßt sie keinen Augenblick: er scheint jedes ihrer Worte zu registriren. Aber was mir volends alle Hofnung nimmt, ihr Geheimniß zu ergründen, ist der Umstand, daß sie sich gar nicht gedrungen fühlt, es zu entdecken. Sie hätte schon Mittel gefunden, mich über sie zu verständigen, wenn sie nur hätte sprechen wollen; aber, sie klagt weder über ihren Argus, noch über sonst jemand in der Welt. Kurz, alles an ihr ist mir unbegreiflich. Demungeachtet habe ich einen Brief an

sie gewagt; ihre Antwort schliesse ich Dir bey. Du sollst mir Deine Meynung darüber sagen. Du wirst finden, daß sie mich immer noch im Finstern tappen läßt: Alles, was hier und da hervorblickt, zeigt blos dies, daß sie durch Liebe unglücklich geworden ist. Aber wie erklärst Du Dir das? Sie ist unglücklich; sie scheint in einer Art von Gefangenschaft zu leben; und doch beklagt sie sich über niemand, und doch haßt sie den Urheber ihres Unglücks und ihrer Sclaverey eben so wenig, als den Vollstrecker von beyden. Was für Widersprüche! Noch einmal, ich begreife sie nicht.

Mir fällt plötzlich etwas ein: da man sie als Sclavin bewacht, sollte mein Brief wohl geradezu an sie gelangt seyn? Wer weiß denn, ob die Antwort darauf ihr nicht in die Feder gesagt, oder wenigstens der Censur ihres Wächters unterworfen gewesen ist? Er hat es vielleicht nicht gewagt, meinen Brief unbeantwortet zu lassen; denn ich merke, daß er sich vor mir fürchtet; und eben deshalb vermuthe ich nichts Gutes von ihm. Denn wer einen ehrlichen Mann scheuet, ist gewiß immer ein Schurke. Mir erweißt er die kriechendsten Höflichkeiten; und vielleicht erhohlt er sich dafür durch Druck und Härte an seiner Gefangenen. Denn es ist fast immer der Fall, daß gemeine Leu-

te übermüthig werden, wenn sie es ungestraft seyn können. Wahrhaftig, diese Frau macht mir den Kopf drehend – aber es ist auch ein Weib darnach. Man muß sie lieben, selbst ohne Hofnung lieben. Lebe wohl, mein Freund! Diese Geschichte beschäftigt mein Herz und meinen Kopf gleich stark, und verlängert meinen hiesigen Aufenthalt. Ich hoffe, daß ich Dich bald einmal bey mir sehen werde. Meinen Neffen habe ich auch seit einiger Zeit nicht gesehen; aber er erkundigt sich fleißiger als Du nach meinem Befinden. Lebe wohl.

LXXXII.

Albertine an Sieburg.

Ich zweifle nicht, daß Ihr Herz Theilnehmung für mich fühlt; denn alles an Ihnen zeugt von Edelmuth und Gutherzigkeit. Ihr erster Anblick flößt Vertrauen ein, und Sie würden leicht hintergehen können, wenn Sie wollten. Sie bieten mir Ihren Einfluß und Ihre Thätigkeit an: Dies erfodert meinen wärmsten Dank; aber ich kann weder das eine, noch das andere annehmen. Ich bedarf keines Beschützers und keines Rächers; ich fühle gegen niemand in der Welt einigen Haß;

und die vereinigte Unterstützung aller guten Menschen kann nicht im mindesten mein Schicksal ändern. Vergebens suche ich es zu verbergen: ich bin unglücklich — ach! nicht immer war ich es! Mein Schicksal war sonst so beneidenswerth, als es jetzt mitleidswürdig ist. Ja, ich bin unschuldig, und Sie lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, mich dafür zu halten. Wenn Sie ein fühlbares Herz haben, verehrungswerther Unbekannter, o, so fliehen Sie meinen Umgang auf immer. Fliehen Sie mich und meinen Schmerz: Ihr Herz wird vergebens dadurch gerührt. Es ist nicht in Ihrer Gewalt, mir wieder zugeben, was ich verlohr, und dies Verlohrne war doch mein ganzes Glück. Ich weiß, daß das, was ich Ihnen jetzt gestehe, Ihnen das Geheimnißvolle meiner Lage nicht aufklären kann; aber ich sage Ihnen zugleich, daß dies dennoch alles seyn wird, was ich Ihnen je entdecken werde. Ich habe Verschwiegenheit geschworen: haben Sie Achtung für diesen Schwur!

Der Umstand, daß Sie mir Ihr Herz anbieten, hat wirklich, ich muß es Ihnen gestehen, meinen Kummer vermehrt. Wenn man selbst unglücklich ist, so ist es einem desto schmerzlicher, Un-

glück-

glückliche zu machen. Ueberheben Sie mich dieses neuen Leidens. Sie verdienen mehr, als ich Ihnen geben kann. Nehmen Sie Ihr Herz zurück, und schenken Sie es einer andern, die dessen Huldigungen dankbarer annehmen kann. Oder vielmehr, hüten Sie Sich ganz vor der Liebe, und versagen Sie Ihr Herz nicht, wenn es fühlbar ist. Ich bin Ihnen Freundin genug, um Ihnen diesen Rath zu geben, um Sie zu bitten: lieben Sie nie! O, wenn Sie wüsten, was unglückliche Liebe für Leiden im Gefolge hat: Vielleicht kannten Sie die Liebe nie, oder vielleicht nur ihre Freuden. Erhalten Sie Sich diese glückliche Unwissenheit, und fliehen Sie die Liebe. Ich fühle zu lebhaft, daß ich nicht gebohren bin, um glücklich zu machen, noch um selbst glücklich zu seyn. Ihre Liebe wird sich durch diese Antwort gekränkt fühlen; aber sie war auch nur an Ihre Vernunft und Billigkeit gerichtet; und Sie sind selbst zu offen und unverstellt, als daß Sie mir meine Aufrichtigkeit zum Verbrechen machen würden.

LXXXIII.

Donauweil an Franz.

Ist das die Treue, womit du mir dienst? Man spricht mit der Gräfin, man schreibt an sie; und davon erfahre ich kein Wort? Was sprach man mit ihr? Was that man ihrentwegen? Schreib mir dies, Pflichtvergeßner, ich will es wissen! Hat man dich berückt? Hast du dich verkauft? du hattest das Geheimniß, worauf mein Leben stehet, in deinen Händen: weißt du nicht, daß die kleinste Nachläßigkeit, Verbrechen, Verrätherey war? Wenn du nicht schuldig wärst, würdest du über das, was vorgieng, geschwiegen haben? du hast mich verrathen; du hast mich verrathen wollen: vollende dein Werk, Elender! verlaß, was ich dir anvertrauete; komm nach Wien, und verrathe deinen Herrn — — Hätte ich dich abreichen können, Franz, als ich die Nachricht von deiner Verrätherey erhielt, so wäre es um dein Leben gethan gewesen; ich hätte dich aufgesucht, in Woydy selbst aufgesucht, wenn mein Körper nicht den Leiden meiner Seele erläge. Auch fürchtete ich, mich in Woydy sehen zu lassen — wenn man mich bemerkt, wenn man mich erkannt hätte! — — Franz, wenn es wahr ist, was man mir schreibt, so hat die Grä-

fin nichts gesagt; so ist mein Geheimniß noch verwahrt. Zittre, wenn du es ihr entschlüpfen läßt, zittre! es gilt dein, mein, und der Gräfin Leben! Nichts wird mir zu schwer, zu heilig seyn! Verhindre es, daß man mit der Gräfin spricht: widersetze dich, ja, wenn es nöthig ist, entferne dich ganz mit ihr! Ich muß mir Sophien erhalten; sie liebt mich, und ich bete sie an. Alles habe ich ihr aufgeopfert, ja alles – es ist nur zu wahr! Aber Albertinen! – – Franz, warum wollen wir sie ohne Ursache peinigen? Was habe ich noch zu verlieren? Meine Ehre? O, für mich ist sie dahin! Mein Leben? Es ist mir verhaßt – – Komm, laß alles gehen, wie es will: ich will entehrt, ich will gestraft seyn – ach, ich bin es schon! – Gott, was für ein Herz gabst du mir! Glück und Unschuld waren nicht für mich! Alles gelang mir; alle meine Wünsche wurden erfüllt; und dennoch fühle ich – – Nicht die Gefahr ist es, die mich schreckt: nichts kann mehr mich schrekken; aber in meinem Herzen liegt es – Franz, ich habe dir keine Aufträge mehr zu machen: es wäre denn dieser, daß du kommen, und mir das Leben nehmen sollst. – O, dein Herr hat mit seinem Glücke auch seinen Verstand verlohren!

LXXXIV.

LXXXIV.

Franz an Donauweil.

Gnädigster Herr!

Ich habe Sie nicht verrathen, ich bin Ihnen immer noch so treu als vorher. O, Herr Graf, Ihre harten Beschuldigungen kommen nicht aus Ihrem Herzen. Ich sehe wohl, daß Sie nicht glücklich sind, daß Sie wohl eben so viel leiden, als die Frau Gräfin. Ihre harten Worte beleidigen mich nicht, weil ich mich weder der Nachläßigkeit noch Verrätherey schuldig weiß. Es ist wahr, daß ein Herr aus unserer Nachbarschaft die Frau Gräfin gesehen und gesprochen hat; aber es fiel kein Wort, das ich nicht auch vernommen hätte. Ferner ist es wahr, daß er an sie geschrieben hat: da er ein Herr von Einfluß zu seyn scheint, so hielt ich es Ihrentwegen für nöthig, ihn nicht durch Widersetzlichkeit zu reitzen; aber ich habe seinen Brief, und ihre Antwort erst gesehen und gelesen. Diese Bekanntschaft entstand durch einen Zufall, den ich weder vorher sehen, noch verhindern konnte. Ich durfte, besonders Ihren letztern Briefen gemäß, der Frau Gräfin das Spatzierengehen nicht untersagen. Sie befahlen mir selbst, sie nicht zu drükken. Ob ich gleich auf die Verschwiegenheit, die

sie

sie mir geschworen, hätte bauen können, (denn selbst ihrem ärgsten Feinde würde sie, wie ich jetzt wohl sehe, ihr gegebenes Wort halten) so traute ich doch nur meinen eigenen Augen; und wenn ich über die ganze Sache gegen Sie geschwiegen habe, so war es blos in der Absicht, lieber die Gefahr in der Stille zu entfernen, als Sie durch die Nachricht von derselben ohne Noth zu beunruhigen. Dennoch, gnädigster Herr, war ich, als ich Ihren letzten Brief erhielt, schon im Begriff, Ihnen meine Verlegenheit zu melden. Auf der einen Seite glaubt der gute Herr, daß die Frau Gräfin unverschuldet gedrückt werde, und er nimmt mit jedem Tage lebhaftern Antheil an ihrem Schicksal; und seinem Mitleid mischt sich Liebe bey: Denn er liebt sie, gnädigster Herr. Auf der andern Seite scheint die Frau Gräfin, seit dem ihre Hofnung durch die Zusammenkunft mit Fräulein Fanny von neuem auflebte, heftiger als je mit ihrem Geheimnisse zu ringen — — Sehen Sie Selbst, gnädigster Herr, die Mißlichkeit der Lage, worinn Sie mich versetzt haben, und nehmen Sie Sich meiner an. Wenn ich mit der Frau Gräfin entfliehen wollte: wird man mich nicht beobachten, und den Ort meines neuen Aufenthalts ausforschen? Und wohin sollen wir uns wenden? O, gnädigster

ster Herr, rufen Sie Ihre Kräfte, Ihre Gesundheit zurück, und greifen Sie meiner Pflicht unter die Arme. Ich will alles, was ich kann, anwenden, um mich bis zu Ihrer Genesung zu halten. Kommen Sie entweder Selbst, oder schicken Sie mir gemessene Befehle und Beystand. Beydes bedarf ich; nicht um Ihnen meine Treue zu bewahren, sondern um Ihnen mit Erfolg zu dienen. Lassen Sie Sich nicht niederschlagen, gnädigster Herr: rufen Sie Ihren Muth zurück, und vertrauen Sie meinem Diensteifer und meiner Treue.

Ich verharre in tiefster Unterthänigkeit, u. s. w.

LXXXV.

Sophie an Sieburg.

O, mein Freund, jetzt sehe ich wohl, daß es kein vollkommnes Glück auf Erden giebt! Durch meine Vermählung mit Donauweil glaubte ich auf immer glücklich geworden zu seyn; und ich wäre es auch, wenn er sich glücklich fühlte! Aber er ist es nicht, ich sehe es nur zu gut. Und doch hängt es nicht von der Liebe ab, ihm seine Ruhe wieder

zu geben. Sein Trübsinn steigt mit jedem Tage; er ist nicht mehr Donauweil. Wenn seine Liebe gegen mich erkaltet wäre, so würde ich sie durch meine Zärtlichkeit wieder anfeuern können; wenn er an meiner Liebe zweifelte, so würde mich dieser ungerechte Verdacht nicht in dem Grade beleidigen, als sein Kummer mich beunruhigt, und ich würde meine Sorgfalt und Achtsamkeit für ihn vermehren, und ihn dadurch von seinem ungerechten Verdachte zurück bringen. Aber eifersüchtig ist er nicht: er liebt, und wird geliebt, das weiß er; und doch ist er unglücklich. Sein Kummer hängt nicht mit der Liebe zusammen, und deshalb gebe ich die Hofnung, ihn zu heilen, auf. O, Sieburg, stehen Sie mir wenigstens mit Ihrem Rathe bey! Beständig treffe ich ihn in Nachdenken versunken, mit den Falten der tiefsten Melancholie auf der Stirn. Zuweilen wirft er sich plötzlich in meine Arme, und scheint seines Harms ganz zu vergessen; aber so bald ich ihn einen Augenblick allein lasse, ergreift ihn der Kummer von neuem. Forsche ich nach der Ursach desselben, so schwört er mir, daß er mich immer noch so feurig als sonst liebe: er überzeugt mich, daß er mich liebt, verheelt mir aber den Grund seiner innern Leiden; oder giebt Ursachen davon an, die meine Unruhe,

statt

statt sie zu mindern, vermehren. Wie schwer müssen seine Leiden seyn! Wie beklage ich ihn – und wie bin ich zu beklagen! Bald geht er mit mir, um sich zu zerstreuen, in die lebhaftesten Gesellschaften und zu den geräuschvollesten Vergnügungen; bald stiehlt er sich in die wildesten, unbesuchtesten Gebüsche des Praters: Aber überall ist er unglücklich! O, dieser schmerzliche Kummer, woraus entsteht er? – Ich zermartre mich, um immer neue Zerstreuungen für ihn zu erfinden; aber vergebens und immer vergebens! O, Sieburg, wenn Sie mein Freund sind, helfen Sie mir! Kommen Sie nach Wien zurück, oder noch besser, laden Sie ihn zu sich aufs Land ein, vielleicht giebt ihm die Veränderung der Luft, und die Abwechselung der Gegenden seine Ruhe zurück. Ich hoffe, ihn wieder zu sich selbst zu bringen: ich beschäftige seinen Geist: Geschäfte, Vergnügungen, Studiren: alles ist ihm willkommen, wenn ich ihn darum bitte; er schlägt mir keinen meiner Wünsche ab, weil er mich zu beunruhigen fürchtet, und mir seinen innern Harm verbergen will. Aber ach! diese Anstrengung vergrössert sein Uebel, und kann meine Zärtlichkeit nicht hintergehen! Ich wünsche zu sehnlich, ihn glücklich zu sehen, als daß ich nicht zu lebhaft bemerken sollte, daß er unglücklich

ist.

ist. Wer hätte mir sagen sollen, als man mich von Donauweil geliebt sahe, als er mich zum Altar führte, daß ich je unglücklich seyn könnte? Und doch bin ich es: denn alle seine Leiden fühle ich doppelt. Er muß das Bette hüten, während ich dies schreibe — — O, ich hoffe viel von einer Reise zu Ihnen, wenn Sie ihn dazu bereden, oder auch zwingen könnten. Leben Sie wohl, mein Freund, und geben Sie mir meinen Gemahl zurück!

LXXXVI.

Sieburg an Donauweil.

Ich habe Dich einigemal gebeten, Donauweil, zu mir aufs Land zu kommen, und Du hast es immer nicht gewollt. Es ist zwar etwas weit, aber desto besser für Deine Gesundheit, die, wie ich höre, mit jedem Tage immer mehr abnehmen soll. Jeder andre Deiner Freunde würde Dir es übel nehmen, und kein Wort mehr darüber verlieren; aber ich, ich wiederhole meine Bitten, weil ich Dich zu sehen wünsche. Ich könnte Dich in Wien aufsuchen; aber ich will Dich lieber hier haben: oder glaubst Du nicht auch, daß ein Gutsbesitzer gern

sein Eigenthum zeigen möchte? Habe ich denn Lustwäldchen, Teiche, Jagdreviere, Wasserfälle und Baumgärten, um sie vor Andern versteckt zu halten? – Aber ich habe noch wichtigere Gründe als diese, warum ich Dich bey mir sehen möchte: Du must durchaus kommen, denn ich bedarf Deiner. Du sollst mir keine Höflichkeit, kein Vergnügen: einen Dienst sollst Du mir erweisen. Dieser Grund ist unumstößlich, und deshalb erwarte ich Dich. Ich bin geneigt, einen wichtigern Kauf zu schliessen, als der Kauf eines Landguts war: Dabey muß ich guten Rath hören, und zwar von Leuten hören, die mit eignen Augen gesehen haben. Ich hätte Dich schon in Wien aufgesucht, wenn ich mich ohne Gefahr, auch nur einen Augenblick, von hier entfernen könnte. Daß ich dies nicht kann, wirst Du aus der Geschichte meines gestrigen Tages schliessen.

Gestern früh gieng ich zu meiner Familie. So nenne ich die guten Leute, deren ich mich angenommen habe. Ich traf den Vater mit Frau und Kindern schon emsig beschäftigt, ihre kleine Wirthschaft einzurichten. Sie arbeiteten, vom Kleinsten bis zum Grösten, mit einem Eifer, der sie erst spät bemerken ließ, daß sie mich zum Zu-

schauer

schauer hatten. Vergnügen und Ruhe sprachen aus ihren Gesichtern, und froher Dank schwebte auf ihren Lippen. Ich ermunterte sie mit nassen Augen, so fort zu fahren, ließ ihnen einiges Geld, dessen sie bedurften, freudig zurück, und darauf gieng ich erst zu meiner schönen Unbekannten. Du wirst eingestehen, Donauweil, daß es kein übles Beispiel ist, zuerst an das Wohl Anderer zu denken, ehe man seinem eignen Vergnügen nachgeht. Jeder rechtliche Mann sollte dies thun: ich habe es gethan, und dies war lobenswerth. Aber was sagst Du dazu, Donauweil? Ich glaube, daß ich mich selbst dafür hinlänglich bezahlt machte. Ich spreche von meiner Tugend auf eine Art, die, am gelindesten gesagt, ein wenig marktschreyerisch ist: es scheint, als ob ich die Eine That loben müßte, um die Andre zu entschuldigen; kurz, es scheint, ich nehme eine Tugend bezahlt, um für ihren Preis eine Schwachheit abzukaufen. Nichts ist gewisser, als daß ich verliebt bin. Ich war, als ich gestern meine wackre Familie besuchte, tief mit meiner Unbekannten beschäftigt: man hätte sagen können, daß ich zur Absicht gehabt hätte, durch einen Besuch bey den guten Leuten, mich zu einem Besuche bey ihr würdiger zu machen. Ich war aber doch nicht gewiß, ob ich bis zu ihr würde

vordringen können. Ich scheute das Bellen ihres Cerberus, doch, wie ich nachher fand, ohne Noth. Ich hatte schon bemerkt, daß er sich vor mir fürchtete. Als ich mich ihm zeigte, warf ich ihm ein paar strenge Blicke zu, die, von einigen drohenden Worten begleitet, ihm zwar nicht bessern Willen, aber doch mehr Geschmeidigkeit gaben. Kurz, er meldete mich bey seiner Gebieterin, und sie nahm mich an. Ihre erste Frage betraf meine Familie, und ich beantwortete sie ihr mit Bescheidenheit und Offenheit. O, was für Blicke ließ sie mich jetzt abermals in ihr ganz vortrefliches Herz thun! Sonst rede ich, wie Du weißt, ziemlich frey und ungezwungen; aber unter ihren Augen bemerke ich, daß ich meine Ausdrücke wähle, weil ich immer fürchte, ein Wort, daß sie stechen könnte, fallen zu lassen. Doch drückte ich mich gestern weit lauter und deutlicher aus, als bisher. Ich sagte ihr, (der verwünschte Wächter war immer gegenwärtig dabey) daß sie jetzt schon meine Offenheit und Entschlossenheit kennen müßte; daß ich sie, wenn sie länger schwiege, für eine unschuldig Unterdrückte halten würde, die wider ihren Willen in den Fesseln irgend eines Unmenschen schmachtete; und daß ich ihr, wider ihren Willen, helfen, und sie retten würde. Bey diesen Worten warf

ich

ich einige drohende Blicke auf den Bedienten, die ihn einzuschüchtern schienen. Ich setzte hinzu: sie habe dadurch, daß mein Anerbieten ihr weder Haß noch Unwillen erweckt, meine Achtung für sie vermehrt, ohne meine Liebe zu kränken; und endlich schloß ich damit, daß ich ihr versicherte: ich erwartete, wenn sie Meisterin ihres Willens wäre, nur über einen Umstand Erklärung, um ihr auf der Stelle meine Hand anzubieten. Nun gestand sie mir, entweder unwillkührlich, oder mit Vorbedacht, daß sie einen Gemahl gehabt, den sie geliebt hätte: aber er wäre für sie verlohren, und sie liebte ihn noch. Ich ließ sie merken, daß ich nicht glaubte: die Wittwenschaft sey ihr einziges und gröstes Unglück; Unfälle dieser Art habe man nicht nöthig zu verschweigen; aber sie antwortete auf diesen Einwand nur durch einen Strom von Thränen. Ich glaubte, daß es Zeit wäre, unsere Unterredung hier abzubrechen; ich verließ sie, sagte aber vorher zu ihrem Argus, er solte wohl überlegen, was er thun wollte; ich vermöchte in diesen Gegenden viel: keiner seiner Schritte bliebe unbemerkt; wenn man mich zwänge, bis zur Quelle hinauf zu steigen, so würde ich das Geheimniß bald entdeckt haben; an Flucht dürfte er nicht denken: ich wäre darauf vorbereitet; wenn er Gewalt brauch-

 te,

te, so würde auch ich Gewalt brauchen; und endlich versicherte ich ihm, daß ich mit eigener Gefahr alles wagen und nur bereuen würde, was ich zu wenig, nicht, was ich zu viel gethan hätte. Mit diesen Worten verließ ich ihn; und ich glaube, er war überzeugt, daß ich mein Versprechen halten könnte. Wahrhaftig, Donauweil, was ich gedroht habe, geschieht. Die Regeln der Klugheit kommen hier nicht in Betrachtung. Hier ist die Rede davon, unterdrückte Unschuld zu retten. Ich wäre dies schon der Gerechtigkeit schuldig, wenn ich es auch nicht der Liebe schuldig wäre.

Du siehst also, lieber Freund, daß es jetzt nicht Zeit ist, mich von hier zu entfernen. Der Kauf, den ich schliessen will, ist kein geringerer, als Heyrath. Ich bedarf Deines Raths; ich verlange, daß Du herkömmst. Bringe ich meiner Unbekannten ein Opfer, so must Du es der Freundschaft bringen. Aber ich habe noch andere Gründe, weshalb ich Dich bey mir sehen muß.

Ich glaube, Dir gesagt zu haben, daß mein Neffe seit einiger Zeit nicht mehr so aufmerksam um mich beschäftigt wäre. Wie ungerecht war diese Beschuldigung! So eben vernehme ich, daß er eifriger als jemals mit meinen Angelegenheiten

be-

beschäftigt ist, und mich nicht einen Augenblick aus dem Gesichte läßt. Er hat meinen Umgang mit der Unbekannten entdeckt; er war so unverschämt, mich dies merken und einige Worte fallen zu lassen, die mir den Kopf sehr warm machten. Ich habe ihm so eben geschrieben, daß ich ihn seines Diensteifers los und ledig gäbe, und ihn bäte, sich nie in meine Angelegenheiten zu mischen, die ihn nichts angiengen, und ihn vielleicht nie etwas angehen würden. Hast Du je einen kopflosern Menschen gesehn, als meinen lieben Neffen? Ich glaube, er hat vor, mir einen Leitzaum anzulegen. Aber ich schwöre Dir, daß ich ihn nicht wählen würde, wenn ich einer Wärterin bedürfte. Er ist hartherzig, geitzig, intereßirt: ich hasse diese Laster, und der Abscheu, den sie mir einflössen, unterdrückt in mir alle übrige Empfindungen. Freundschaft, Liebe, Natur schweigt beym Anblicke des Lasters in mir. Ich bin nachsichtig gegen Schwachheiten, aber unerbittlich strenge gegen Laster; und ich glaube, daß selbst Du, Donauweil, obgleich ich so lange Dein Freund bin, daß selbst Du, wenn Du Dich meiner Achtung unwerth machtest, mich zum unerbittlichsten Feinde haben würdest. Nicht den ehemaligen Freund, nur den Verbrecher würde ich in Dir sehen. Doch ich

 kenne

kenne Dich zu gut, als daß mir bey Dir vor so etwas bange seyn könnte. Du hattest immer ein fühlbares, großmüthiges Herz. Deine Leidenschaften, so heftig sie auch sind, können Dich wohl zu Verirrungen, aber nicht zu Lastern vermögen.

Es ist Zeit, daß ich diesen langen Brief schliesse. Vergiß nicht, daß ich Dich erwarte. Keine Entschuldigung, selbst Antwort auf diesen Brief will ich nicht. Ich will Dich nicht lesen, sondern sehen und sprechen. Die Zeit, die Du zum Schreiben brauchtest, kannst Du zu Reiseanstalten anwenden. Lebe wohl.

LXXXVII.

Donauweil an Sieburg.

Nein, ich komme nicht zu Dir, nein! ich bleibe in Wien. Was willst Du von mir? Was kümmert Dich mein Schicksal? Was? – – und was sollt ich bey Dir? Deine Leidenschaft bekämpfen? Ich weiß zu gut, daß Liebe unheilbar ist. Liebe, diese Pest des menschlichen Herzens, vergiftet alles, was sie berührt; es ist der unersättliche Geyer, der das Herz zerreißt, welches er bewohnt.

wohnt. Vernunft macht sie verstockt; Hindernisse wüthend; und so bald man unglücklich durch sie ist, hat man nur noch einen kleinen Schritt zum Laster — — Verzeihung, mein Freund, ich mißbillige Deine Liebe nicht; aber die Unbekannte, die Dich erobert hat, sey, wer sie wolle — ich werde sie nie sehen — Du liebst, Du willst lieben, was bedarfst Du meiner dazu? der Rath kömmt zu spät für ein Herz — laß mich, ich bin Dir ja ganz unnütz — Sieburg, lieber Sieburg, wenn Du schreibst, so habe Mitleid — Sieburg, ich bleibe in Wien, ich bin noch krank: ich kann nicht kommen!

Ich kenne Deinen Neffen nicht, sein Betragen gegen Dich ist unbescheiden; aber bist Du auch gewiß, daß es bloß schmutziger Eigennutz ist, was aus ihm handelt? Kann ihn nicht wahre Sorgfalt für Dich zu weit geführt haben? — Sieburg, solltest Du ihn nicht zu strenge beurtheilen? Selbst wenn er strafbar wäre, bleibt er nicht Dein Blut? der Sohn Deines Bruders? — Du bist zu sehr Freund der Tugend, als daß Du nicht das Laster hassen solltest; aber giebt es nicht auch Bewegungsgründe zur Nachsicht? Muß man alle Strafbare für gleich strafbar halten? Geht Dein unerbittli-

cher Haß gegen das Laster nicht zu weit? — Wie? mein Freund, mein theurer Sieburg, wenn ich strafbar wäre, würde Dein Herz auch für mich ohne Mitleid seyn? Wenn Du den Verbrecher verdammst, würdest Du nicht in ihm Deinen Freund beklagen? Sollte er nichts, als den unerbittlichen Richter an Dir finden! Wenn Gewissensbisse seine Freuden vergifteten, und sein Leben verkürzten, würdest Du nicht seinen Tod beweinen, würdest Du sein Andenken verwünschen? Ist es wohl wahr, Sieburg, solltest Du dies aus Deinem Herzen gesprochen haben?

Doch, wovon spreche ich jetzt mit Dir? Ich soll Deinen Brief beantworten! Gern wollte ich Deine Einladung annehmen; aber Geschäfte, Kränklichkeit, alles hindert mich daran; alles — Bin ich denn Herr meines Willens? herrscht nicht ein unerbittliches Schicksal über meine Tage? — Sieburg, zweifle nicht an meiner Freundschaft; sie ist immer noch die alte. Der Himmel ist mein Zeuge: durch Gleichgültigkeit gegen Dich werde ich nie strafwürdig werden. — O, warum gab mir der Himmel ein fühlbares Herz! Nicht, als ob Liebe, als ob Freundschaft mich unglücklich machten — Du bist mein, Sophie ist mein — ich habe nichts

weiter zu wünschen – nur zu glücklich war ich – Ja, zu glücklich – Lebe wohl, Sieburg.

LXXXVIII.

Sieburg an Donauweil.

Ich bin nicht für Gewalt, mein lieber Donauweil: Wenn Du in Wien bleiben willst, so bleib: mit Wache werde ich Dich nicht abholen lassen. Ich gestehe Dir, daß die Bewegungsgründe, die ich Dir zu einer Hieherreise angab, nur Früchte einer freundschaftlichen List waren. Deiner Gesundheit, und nicht meiner Angelegenheiten wegen, wünschte ich Dich bey mir zu sehen. Ich hörte, daß Du krank wärest, und hofte, daß die Landluft Dich wieder herstellen würde, wenn Du Dich hättest entschliessen können, einige Wochen bey mir zu zubringen. Dein Brief selbst bestätigt die Nachrichten von Deinem Uebelbefinden. Solche Briefe schreibt man nicht, wenn man in gesunder Haut steckt. Bald athmen sie Mißmuth, bald Zärtlichkeit, bald Schwermuth, in einer seltsamen Unordnung durch einander gemischt. Ich glaube in Deinem Briefe mehr Fieberhitze als Verstand zu sehen; und wenn ich nicht irre, Donauweil,

weil, so ist es Deine Seele, die Deinen Körper krank macht. Was ist Dir denn? Was hast Du denn für ein Geheimniß, das für Jedermann unerforschlich ist? Denn ich muß Dir sagen, daß auch Sophie die Unruhen bemerkt, die Du ihr so sorgfältig verbergen willst. Sie fängt an zu glauben, daß sie selbst dabey verwickelt sey. Sie zweifelt nicht an Deiner Liebe; aber Liebe hat Vertrauen im Gefolge: woher denn also Dein hartnäckiges Stillschweigen? Weißt Du, Donauweil, daß Du mich endlich auch wider Dich aufbringen wirst? Was ist denn das für eine Art? Bin ich Ihr Freund, oder bin ich es nicht? Was glauben Sie denn von mir? Was soll ich von Ihnen selbst glauben? Man hat Vertrauen zu seinen Freunden, oder man bricht mit ihnen: einen Mittelweg giebt es nicht. Ich sage Dir, Donauweil, wenn Du hier wärst, wir müsten uns schlagen, glaube ich. Sich grämen, krank seyn, sterben wollen – und nicht sprechen: vielleicht gar, weil man nicht sprechen will! – O, ich will nach Wien, so viel Ursachen ich auch hätte, hier zu bleiben! Man soll nicht von Sieburg sagen, daß er einen Freund, der seiner Hülfe bedurfte, sich selbst überlassen habe. Du sollst mich bald bey Dir sehen; und sollte ich Dir auch lästig seyn. Ich

will lieber für einen überlästigen, als für einen fein bedachtsamen Freund gehalten werden.

Noch eine Anmerkung, ehe ich schliesse: Sage mir doch, welch ein gewaltiger Eifer Dich dringt, meinem Neffen, den Du nicht kennst, das Wort zu reden? Um ihn zu entschuldigen, so gar mich anzugreifen? Dazu gehört eine wahre Panegyristenwuth. Woher dieses Uebermaas von Menschenfreundlichkeit bey Dir? Wie kann die ganze Sache Dich so über alles lebhaft intereßiren? das Ganze war so zur ungelegenen Zeit gesagt; so bey den Haaren herbey gezogen – – Doch die Umstände, unter welchen Du Deinen Brief schriebest, zwingen mich, darüber hin zu gehen. Nur sollst Du wissen, daß ich mich nicht ohne Grund über meinen Neffen beklage; daß von meiner Seite weder Ungerechtigkeit, noch vorgefaßte üble Meynungen, sich ins Spiel mischen; und daß, mit einem Worte, weder mein Geist noch mein Körper schwach und krank sind. Ich habe seit der Zeit noch andere Dinge von ihm erfahren, deren Kunde er mir schwerlich hat überbracht wissen wollen. Er ist heftig, plump und unüberlegt, und so gar der Gewaltthätigkeit fähig. Er hat sich so gar unterstanden, sich wider meine Unbekannte

in Bewegung zu setzen. Das ist unverschämt, und ich muß Maasregeln dagegen nehmen. Wenn er ein Narr ist, so kann er es anderwärts seyn, nur nicht unter meinen Augen.

LXXXIX.

Sieburg an Donauweil.

Mein Courier bringt Dir wieder zwey Briefe auf einmal. Ich wünschte, Du dächtest nur so oft an mich, als ich an Dich schreibe. Ich bin heute sehr trüber Laune, Donauweil. Deine Krankheit, der Zustand Deiner Sophie, diese Unbekannte: alles macht mich mißmüthig. Indessen schicke ich mich zur Abreise an, und hoffe, Dich bald zu sehen. Um so wenig Zeit als möglich zu verlieren, und um fertig zu seyn, so bald meine Angelegenheiten ins Klare gebracht sind, habe ich von meiner liebenswürdigen Unbekannten schon Abschied genommen; und ich glaube, daß ich mir diesen Anfall von Menschenfeindlichkeit, der mein Herz erfüllt und peinigt, von ihr geholt habe. Je länger man mit Menschen lebt, desto lebendiger wird man überzeugt, daß sie hassenswerth sind; aber wie sauer wird es einem, sie zu hassen. Du weißt

nicht,

nicht, worauf diese Bemerkung geht: aber Du sollst es jetzt erfahren. Nach der Schilderung, die ich Dir von ihrer körperlichen und geistigen Schönheit gemacht habe, wirst Du nicht glauben können, Donauweil, daß es einen Menschen giebt, der diesen Inbegriff weiblicher und menschlicher Vollkommenheiten unglücklich gemacht habe; und doch bin ich sehr geneigt, zu glauben, daß es solch ein Ungeheuer giebt. Nicht Eifersucht hält sie gefangen; ein Undankbarer ist es, den sie liebt, und der sie für seine eigene Unbeständigkeit zu strafen scheint.

Ich ließ mich heute bey ihr melden, mit dem Bedeuten, daß ich Abschied von ihr nehmen wollte. Ich las in den Blicken und Mienen ihres Wächters, daß mir dieser Umstand heute leichtern Zutritt bey ihr verschafte, als sonst. Es schien, mit einem Worte, als ob die Freude, die ihm meine Abreise erweckte, den Verdruß, meine Bekanntschaft gemacht haben zu müssen, bey ihm unterdrückte. Er führte mich ein. Ich entschuldigte mich bey seiner Gebieterin, und sagte, daß ich mich nicht eher zur Abreise entschliessen könnte, bevor ich Abschied von ihr genommen hätte. Anfangs gieng unsere Unterredung auf gleichgültige Gegen-

stände;

stände; aber bald kam ich, wider meinen Willen, auf die Empfindungen zu sprechen, die sie meinem Herzen eingeflößt hätte. Im Augenblicke der Trennung ist die Liebe dringender, ungestümer; meine Worte waren nachdrücklicher und verständlicher als je; ich nahm ihr Herz gleichsam in die Presse, um ihr die Wahrheit abzudringen. Gewiß ist es, sagte ich zu ihr: daß die Thränen, die sie dem Andenken ihres Gemahls weihen, die sichersten Beweise sind, daß er sie liebte: wenn sie also einmal durch Liebe glücklich waren, können sie es nicht durch sie von neuem werden? – Ich glücklich? rief sie auf einmal, gleichsam wider Willen – und Thränen und Seufzer, vielleicht auch Reue, sich verrathen zu haben, erstickten ihre Stimme. – Dies ist das einzige Geständniß, welches ich ihr habe abdringen können; aber es ist hinlänglich, um mich zu überzeugen, daß sie mit ihrem verlohrnen Gemahl nicht glücklich war. Vielleicht konnte selbst sein Tod ihr fein gestimmtes Herz nicht heilen. – Gewiß, das Unglück, welches die Liebe ihr zuzog, hat sie gegen diese Leidenschaft aufgebracht: sie hat geschworen, nie wieder zu lieben. Sie muß es – Wenn sie glücklich gewesen wäre, so wäre ich es wohl auch schon! – Und doch wiederum, wenn sie unglücklich gewesen wäre, so hätte

ja

ja der Tod das Band gelößt, das sie unglücklich machte; so würde sie traurig, aber nicht Sclavin seyn. Dies ist sie doch, wie alle Umstände zu beweisen scheinen! — Wahrhaftig, je tiefer ich diesem unglücklichen Geheimnisse nachspüre, desto tiefer verbirgt es sich vor mir. Ich sollte sie vielleicht fliehen, nie wieder an sie denken — und ich gestehe Dir, daß ich zuweilen würklich den Tag verwünsche, an welchem ich den Einfall hatte, mir ein Landgut zu kaufen. Hätte ich es nicht gethan, so wäre ich jetzt, was ich nicht mehr bin: ruhig und frey. Aber wenn meine Ruhe mir gebietet, sie zu fliehen, wird die Menschlichkeit es zulassen können? Vielleicht bin ich zu ihrem Retter bestimmt. Wie würde der Gedanke mich foltern, daß ich sie nicht rettete, da ich die Mittel dazu in Händen hatte! So viel Reitze, so viel Tugenden, solch ein vortrefliches fühlbares Herz! — Und wenn es würklich einen Menschen gäbe, der Barbar genug wäre, sie zu hassen und zu verfolgen — — O, mein Freund, das Unglück dieses Weibes bringt unserm ganzen Geschlecht Schande und Abscheu!

Verzeihung, Donauweil, daß ich Dir meine herrschendste Empfindung mitzutheilen suchte; aber ich hatte Dir ja vorher gesagt, daß mein Herz nicht ruhig wäre. Lebe wohl!

XC.

Albertine an Sieburg.

Sie kennen mich nicht, verehrungswürdigster Freund: und warum bestreben Sie Sich, mich näher kennen zu lernen? Ich will das Geständniß, welches mir entschlüpft ist, nicht zurück nehmen: ich wünsche nur, daß es Sie vermögen möchte, Ihr Herz für eine Andere meines Geschlechts auf zu bewahren. Ja, ich liebte, und diese Liebe machte mich unglücklich. Meine Zärtlichkeit wurde mit Unbestand, mit Verbannung belohnt — man wußte, daß ich unschuldig war; und man behandelte mich als eine Verbrecherin. Ein Gemahl, den ich anbetete, um dessentwillen ich alle meine vorigen Verhältnisse, selbst die süssesten derselben, aufhob — dieser Gemahl ist mein Peiniger. Er entzog mir seine Liebe: dies ist mein ganzes Verbrechen. Gott, wie grausam bestraft er mich dafür! Weder meine Thränen, noch meine nie erlöschende Liebe konnte ihn rühren. Er konnte mich verfolgen, und ich war unschuldig; ich konnte ihn nicht hassen, obwohl er schuldig war. Meine Zärtlichkeit siegte über seine Unmenschlichkeit; und doch konnte ich für so viel Liebe nicht einmal sein Mitleid erringen! Der Unerbittliche! — Aber was

sage ich? – Er ist für mich dahin; er verdient bey aller seiner Ungerechtigkeit meine Achtung.

O, glauben Sie nicht, daß ich selbst in diesem Augenblicke, wo ich mich über ihn beklage, mich stark genug fühle, ihn zu hassen! Er ist für mich verlohren; und doch liebe ich ihn noch! Wenn er wieder für mich leben wollte; so wollte auch ich für ihn leben und sterben. Aber ach! die Wunde meines Herzens soll nie geheilt werden: ich bin auf ewig zu Thränen verurtheilt! Alles ist für mich verlohren! Aber die Liebe, die mein Leben vergiftet, wird es auch abkürzen. Das Grab wird mich bald in seinen Schooß aufnehmen, und mich darüber trösten, daß ich gelebt habe.

Dies, verehrungswürdiger Freund, sind die Freuden, welche die Liebe über mein Leben ausgeschüttet hat; und sie wollen mich von neuem zu derselben zurück rufen? O, wenn ich Ihnen werth bin, so denken Sie daran, mich von der Liebe zu heilen. Um Sie durch Liebe zu beglücken, muß man selbst glücklich seyn: das bin ich nicht, das werde ich nie werden! Nicht Liebe ist es, welches ich einzuflößen wünsche: Mitleid, nur Mitleid soll es seyn. – Ich war glücklich; aber ach! ich war es nur einen Augenblick; und auf diesen

glücklichen Augenblick folgte ein unglückliches Jahrhundert. Leben Sie wohl, Herr Graf, beklagen Sie mich — aber lieben Sie mich nicht!

XCI.

Sieburg an Donauweil.

Ich dringe und dringe in mich selbst, um abzureisen; aber alles fesselt mich wider meinen Willen an das Land. Doch ist der Augenblick meiner Befreyung nahe. Die neuen Hindernisse, die sich meiner Abreise entgegen setzten, sind bald gehoben. Ausser Deiner Krankheit dringt mich noch ein andrer Bewegungsgrund, meine Abreise zu beschleunigen. Meine Unbekannte hat an mich geschrieben, und ihr Brief raubt mir alle Hofnung, ihr Geheimniß je zu erfahren. Ich glaube, in Wien Aufklärung über ihr Schicksal erhalten zu können: ich habe einen Plan dazu gemacht, von welchem ich mir guten Erfolg verspreche.

Uebrigens bestätigt sie in diesem Briefe das Geständniß, welches ihr bey unserer lezten Unterredung entschlüpfte. Ich habe mich nicht geirrt; sie lebte unglücklich mit einem ungetreuen und fühl-

losen Gemahl. Welch ein Tyger muß dieses Ungeheuer gesäugt haben, das für solch einen Schatz von Schönheit, Herzensgüte und Seelenadel kein Gefühl hatte? Der Tod hat diesen Unmenschen hingerafft: er war gerecht. Aber ach! die unschuldig Unterdrückte ist unglücklicher als er, weil das Bild ihres Tyrannen in ihrem Herzen nicht sterben kann.

Aber habe ich nur erst ihr Geheimniß heraus, so will ich einen Entwurf ausführen, den ich Dir bey meiner Ankunft in Wien mittheilen werde. Die Anwendung der Reichthümer ist es, die den begüterten Mann zufrieden oder unzufrieden mit sich macht: ich hoffe, durch die meinigen mir eine doppelte Freude zu machen: die Freude, unterdrückte Unschuld geehrt und gerettet, und die, einen boshaften eigennützigen Verwandten bestraft zu haben. Nicht der Liebhaber brütete diesen Entwurf aus: ich will durch die Wohlthat, die ich für sie bestimme, nicht meinen eignen Nutzen bauen, und das liebenswürdige Weib soll in Absicht meiner Neigung freye Hand über ihren Willen behalten. Soll ich ihre Fühlbarkeit ihr zur Last legen? Soll ich ihr Unglück ihr zum Verbrechen machen? Wer weiß es denn, Donauweil, ob mich nicht mehr

ihr Unglück und ihre Tugend, als ihre Reitze für sie eingenommen haben? Vielleicht hielt ich Mitleid und Menschlichkeit für Liebe. Es scheint, als ob das Glück ihr zu gefallen, mir weniger wünschenswerth ist, als die Freude, sie gerettet und glücklich gemacht zu haben. Es kann auch seyn, daß die Hofnung, ihr Herz zu rühren, sich wider mein Wissen ins Spiel mischt, und meinen Hang, Glückliche zu machen, in diesem Falle beherrscht. Doch man muß nie zu tief in die Bewegungsgründe guter Handlungen eindringen: wollte man so strenge seyn: wie viel Tugendhafte, die reich durch die Hochachtung ihrer Mitbrüder sind, würden geplündert und bettelarm da stehen!

Kurz, die Empfindung, welche mich an meine unglückliche Unbekannte zieht, sey, welche sie wolle: ich werde dadurch dem Verdienst und der Unschuld immer nützlich geworden seyn. Wenn unser Geschlecht zu seiner Schande ein Herz hervorbringen konnte, das unmenschlich genug war, solche Schönheit und solche Tugend zu unterdrükken: so soll es doch wenigstens den Ruhm haben, daß es auch den Retter und Rächer derselben hat hervorbringen können.

XCII.

Donauweil an Sieburg.

O, heyrathe, heyrathe doch, wen und wann Du willst; nur laß mich in Ruhe! Kannst Du nicht lieben und heyrathen, ohne mein Herz mit tausend Dolchstichen zu verwunden? Welch ein böser Geist hat Dich wider mich aufgeregt, hat Dich wie eine Furie an meine Fersen gefesselt? Bete sie an, heyrathe sie – nur laß mich in Ruhe! Was hat mir, was hat Dir der Gemahl gethan, den sie verlor? Bist Du der Gott, der belohnt, bestraft oder losspricht? – Du kannst über Dein Herz, über Dein Vermögen nach Willkühr schalten; Du kannst alles versprechen, alles geben, Dich selbst ihr geben: räche, wenn Du kannst, Deine unglückliche Wittwe – ich hasse, ich verabscheue ihren treulosen Gemahl, wie Du ihn hassest und verabscheuest – er verdient die Verachtung der Welt, den Zorn des Himmels – nur sage mir nichts mehr davon; schreib mir nicht mehr: Deine Freundschaft, die mich zu ihrem Vertrauten macht, bringt mich um. Laß mich allein mit mir selbst – O, mir ist alles verhaßt!

XCIII.
Donauweil an Sieburg.

Ich habe an Dich geschrieben, Sieburg, und schicke meinem ersten Brief an Dich einen zweyten nach. Ich war ausser mir, als ich jenen schrieb: ich werde durch ihn Deine Freundschaft verletzt, Dein Herz verwundet haben. O, lieber Sieburg, theurer Freund! habe Mitleid mit dem unglücklichen Donauweil! Nein, ich kann Dir keine Vorwürfe machen; Du hast mich nicht beleidigt; aber ich bin so unglücklich! Schone Deines sterbenden Freundes. Im Namen der Freundschaft, die Du mir schenktest, deren ich sonst werth war — im Namen des Mitleids, welches Du noch keinem Unglücklichen versagtest: Sieburg, lieber Sieburg! erwähne in Deinen Briefen nicht mehr — Sieburg, schreibe mir nicht mehr — warum peinigst Du mich? Bist Du nur gegen mich grausam? O, wenn mein Herz einmal zerrissen werden soll; so geschehe es doch nur nicht von der Hand meines einzigen Freundes! Giesse kein Gift in die Wunde, die Du nicht heilen kannst! Wenn Du wüßtest, Sieburg, mit wie viel tausend Dolchstichen Du mein Herz schon verwundet hast — Nein, Deinen ärgsten Feind würdest Du nicht so grausam

be-

behandeln! Bist Du es, der dies thut? Du, Sieburg, der Du mich sonst so unumschränkt lieb hattest? O, Du hast nicht nöthig, Dich mit dem Schmerze zu verbinden, der an meinen Leben nagt; ich werde es so schon nicht lange mehr treiben. Ich fühle, daß mein Muth täglich mehr abnimmt; daß ich dem Grabe, in einen wankenden Schatten verwandelt, immer näher trete! – O, mein Freund, hasse mich nicht, verwünsche mich nicht! Selbst, wenn ich Dich beleidigte, wenn ich ungerecht gegen Dich wäre, so hasse mich nicht, Sieburg! Bestraft man einen Sterbenden dafür, daß er sich seiner selbst nicht bewust ist? O, sey Du gnädiger, als der Himmel – der nie verzeiht – Aber, was sage ich? Er mißt die Strafe nach dem Verbrechen ab; der Himmel – Ich fühle, daß meine Vernunft mich verläßt, Sieburg. Ich Unglücklicher, wie sehr bin ich zu beklagen! Wie sehr beklage ich Dich, daß Du mein Freund warest!

XCIV.

Sieburg an Sophien.

Und wenn mein Kopf, liebenswürdige Sophie, zehnfach stärker organisirt wäre, so würde er von

allen dem, was um mich vorgeht, drehend gemacht werden. Warum liegt nicht ein Meer zwischen mir und Wien! Warum muſte ich wieder hieher kommen! Um Unglückliche zu sehen, und selbst unglücklich zu seyn? Donauweil hat an mich geschrieben, und mich durch seinen Brief mitten in eine finstre Nacht versetzt. Von der andern Seite kömmt mein nichtswürdiger Neffe, und spielt mir einen Streich, der an Unverschämtheit und Tollkühnheit nicht seines gleichen hat – Ich sehe hier ein liebenswürdiges aber unglückliches Weib – Doch Sophie, ich müſte Ihnen eine lange Geschichte erzählen; und mein Kopf und Herz sind zu sehr in Unordnung, als daß ich es könnte. Ich habe einige meiner Leute ihm nachsetzen lassen: ich erwarte Nachricht von ihrer Unternehmung, kann sie aber erst binnen zwey Tagen erhalten. Erst dann kann ich abreisen, und Sie in Wien sehen. Freunde, Verwandte bestreben sich um die Wette, mich zu peinigen. Ich glaube, daß ich noch ein Menschenfeind werden muß – Aber unsern Donauweil will ich doch aufsuchen; ja, ich will ihn aufsuchen, ob ich gleich gestehen muß, daß ich seinen Anblick eben so sehr scheue, als ich ihn wünsche. Irgend ein grosses Geheimniß, Sophie, setzt meinen Verstand und meine Einbildungskraft in Schrekken.

ken. Noch sind meine Augen geschlossen, und ich fürchte, sie zu öfnen. Ich habe Donauweils Briefe noch einmal gelesen: ihr Inhalt würde auch Sie in Erstaunen setzen. Von der Zeit an, wo ich ihm meine Begebenheiten entdeckte, herrscht in seinen Briefen eine Unordnung, eine Verwirrung, die mit jedem neuen Briefe sichtbarer und schrecklicher wurde. Besonders jagt mir sein letzterer, so oft ich ihn lese, ein Schrecken durch alle Glieder. Ich habe wohl einen gewissen Verdacht, aber er ist so unwahrscheinlich, daß sich meine Vernunft durchaus nicht mit ihm befreunden kann. Mein Verlangen nach dem Bericht meiner Leute ist um so heftiger, da ich glaube, daß er auch zugleich Licht über das Geheimniß Donauweils verbreiten kann. Vielleicht setzt uns die Aufklärung desselben in Verzweiflung — Welche Handlung hat in seinem Herzen einen Wurm zurück gelassen? — Oder sollten es Gewissensbisse seyn? — Sophie, ich zittre, wenn ich darüber nachdenke. Der menschenfreundlichste Wunsch, den wir jetzt in Absicht seiner thun können, scheint mir der zu seyn: daß er den Verstand verloren haben möchte — Ich fühle, daß ich Ihr Herz zerreisse; aber ich bin nicht ruhig genug, um Sie zu trösten — Donauweil! was hast du gethan? Welches ist dein

dein schreckliches Geheimniß? Darum also brannte ich vor Begierde, mein Vaterland wieder zu sehen, daß ich Augenzeuge von Ihren Leiden, von dem Tode meines Freundes, und das Opfer, und der Spielball eines ehrlosen Neffen seyn sollte? der Elende, er glaubte, sagt man mir, daß mein Verdacht, wegen seines heillosen Unternehmens, nicht auf ihn fallen würde. Er glaubte sich so geschickt dabey genommen zu haben, daß man ihm nichts zur Last legen könnte. – Verzeihung, Sophie, daß ich Sie von einem Unfall unterhalte, dessen Umstände Ihnen noch unbekannt sind: aber die Erzählung ist für einen Brief zu lang, und in wenig Tagen sehe ich Sie ja selbst.

XCV.

Josephe an Sieburg.

Meine Hand und mein Name sind Ihnen vielleicht unbekannt, Herr Graf. Ich bin die Schwester Albertinens, der ersten Gemahlin Donauweils. Ein unerwarteter Zufall hat sein Haus in die tiefste Verwirrung gestürzt. Man hat mir aufgetragen, Ihnen denselben zu melden, und Sie

zu bitten, so bald als möglich nach Wien zu kommen. Ach! ich bin noch so voll von der schrecklichen Begebenheit, daß ich nicht weiß, ob ich Kräfte genug haben werde, Ihnen dieselbe nach allen ihren Umständen zu erzählen:

Sophie hatte Ihren Gemahl vermocht, mit ihr auf ein Landgut in Ungarn zu reisen, das sie von ihrer Tante, die vor kurzem gestorben ist, geerbt hat. Sie glaubte, daß die Landluft, verbunden mit ihrer zärtlichen Sorgfalt für ihn, seinen Trübsinn zerstreuen, und ihm seine Gesundheit wieder geben würde. Als sie vorgestern früh, um ihren Gemahl nicht in einem süssen Schlummer zu stören, sein Zimmer verließ, und einen Morgenspatziergang machte, hörte sie auf einmal nicht weit von dem Schlosse ein verwirrtes Geschrey. Sie eilte hinzu, und sahe einen Haufen von Bauern, die in ihrer Mitte einige Fremde hatten, welche nichts Gemeines zu seyn schienen. Man hatte bemerkt, daß sie mit Degen und Pistolen gegen einander gestritten hatten, und daß von beyden Partheyen einige verwundet worden waren. Die Landleute hatten sich zwischen sie geworfen, hatten einige von ihnen angehalten, und waren jetzt im Begriff, sie nach dem Schlosse zu bringen.

Kaum

Kaum hatte sich Sophie dem Zuge genähert, als ein junges Frauenzimmer hervor sprang, sich ihr zu Füssen warf, ihre Knie umschloß, und unter Thränen der Angst laut schrie: O, helfen sie mir! Retten sie mich! Man hat mich hinterlistiger Weise entführt! – Die Landleute schlossen einen Kreis um beyde, und hielten mit Mühe einen jungen Menschen zurück, der sich des Frauenzimmers bemächtigen wollte. Was wollen sie? rief Sophie: Was für ein Recht haben sie an diese Dame? – Der junge Herr, der mehr durch seinen Stolz, als durch eine edle Bildung, seine hohe Geburt ankündigte, erwiederte im verächtlichen Ton, er würde ihr seine Rechte auf das Frauenzimmer erklären, wenn sie ihm ihr Recht, ihn zu fragen, erst würde erklärt haben. Er wäre niemand Rechenschaft von seinem Betragen schuldig, und es gehörte Zeit dazu, ihre Frage, die ihm aus ihrem Munde sehr unerwartet käme, zu beantworten. Als Sophie sah, daß er schwerlich zur Sprache zu bringen seyn dürfte, hob sie das junge Frauenzimmer auf, und bat sie, ihr zu sagen, gegen welche von beyden Partheyen sie Hülfe und Beystand bedürfte? O, erwiederte sie: dies weis ich selbst nicht! Haben sie Mitleid mit einer Unglücklichen, die unschuldig ist, und unschuldig leidet.

det. Während ich in einer einsamen Gegend mein Unglück beweinte, kam dieser Mensch mit seinen Leuten, entführte mich aus meinem Asyl, um mich, ich weiß selbst nicht, wohin, zu bringen. Ich weiß nicht, ob sie vom Hasse, oder von der Liebe erkauft sind: eins ist mir so schrecklich als das andre. Zwey Tage hindurch befand ich mich in ihren Händen, als ein Haufen bewafneter Leute, die mir gleichfalls unbekannt waren, uns in dieser Gegend einholte, sich auf meine Entführer warf, und keine andre Absicht dabey zu haben schien, als mich ihrer Gewalt zu entreissen. Aber ach! diese, die mich retteten, sind mir eben so fürchterlich, als meine Entführer selbst. Ich bin gleich unglücklich, wenn ich die Beute des einen oder des andern werde! O, helfen sie mir, ich beschwöre sie! (bey diesen Worten fiel sie Sophien von neuem zu Füssen,) retten sie mich: mein ganzes Leben soll ein ewiger Dank seyn; nur stehen sie mir bey!

Sophie wandte sich von neuem an den jungen Herrn: Wer sie auch seyn mögen, sagte sie zu ihm: über die Gesetze der öffentlichen Sicherheit können sie nicht gebieten; mithin habe ich ein Recht, sie zu fragen. Ständen sie auch durch ih-

ren Rang hoch über mir, so hat ihr Verbrechen sie unter mich herab gewürdigt. Reden sie! verfolgen sie dies junge Frauenzimmer aus Haß oder aus Liebe? Ihre Schönheit — Nein, unterbrach er sie: ihre Schönheit kümmert mich nicht; aber das Unheil, das sie dadurch angestiftet hat, will ich bestrafen. Die Tugend dieser jungen Unschuld war nicht immer so furchtsam, als sie es jetzt ist: und wenn Gewaltthätigkeit ein Verbrechen ist, so sind es die Künste der Verführung, wodurch man rechtmäßige Erben um ihre Gerechtsame bringen will, nicht weniger.

Was höre ich? rief das junge Frauenzimmer bey diesen Worten, und sprang plötzlich auf: Wie? eigennützige Verführung willst du an mir bestrafen? Was ist das? Unmensch! was hast du gethan? Du hast mich für eine Andre gehalten; du verfolgst eine Unschuldige in mir! Ich verführen! betrügen! — Nein, setzte sie hinzu, und wandte sich an Sophien: Nein, ihr Herz kann nicht reiner seyn, als das meinige — Ach, unter allen den Gütern, die der Himmel mir verlieh, ließ mir die Liebe doch wenigstens noch meine Unschuld, und diese bittet in diesen Augenblicken aus mir um ihr Mitleid! — —

Während

Während sie so sprach, konnte Sophie nicht satt werden, sie anzusehen. Das Schicksal der schönen Unbekannten rührte sie bis zu Thränen. Ihr Gesicht strafte den Verläumder Lügen.

Und was ist ihr Plan mit diesem Frauenzimmer? fragte Sophie den Entführer – Ich will sie, erwiederte er, aus einer Familie entfernen, unter welcher ihre Schönheit Unheil stiftet; ich will sie einem gutherzigen Manne entreissen, dessen Herz sie bestrickt hat, und dessen Vermögen sie über kurz oder lang an sich ziehen wird, um es durchzubringen: sie kann anderwärts hingehen, um sich in ihren gefährlichen Künsten zu üben.

Jetzt wandte sich die Unbekannte mit einem Blicke voll edlen Stolzes an ihn: Elender Mensch, sagte sie: weißt du, wen du zu beleidigen wagst? Kennst du mich? Weißt du, daß ich die Würde der Geburt, die ich mit dir gemein habe, mit der Würde der Tugend, die du nicht kennst, verbinde und dich verachte, wie du es verdienst? – Ja, rief Sophie, indem sie sich der Unbekannten in die Arme warf: Ja, sie sind unschuldig, sie sind tugendhaft! Bleiben sie in meinen Armen, wenn sie

glauben, daß ich ihrer werth bin. Bleiben sie bey mir: (sie drückte sie zärtlich an ihr Herz) nur sagen sie mir, wer sie sind; erzählen sie mir ihr Unglück! — O, was verlangen sie von mir? erwiederte die Unbekannte, mit einem tiefen Seufzer: Mein Name und mein Schicksal sind ein Geheimniß, das nicht mir gehört, das nie über meine Lippen kommen darf. Es ist hart, ihre Theilnehmung mit Stillschweigen erwiedern zu müssen! Verzeihen sie mir, daß ich verschwiegen bin: ich wäre undankbar, wenn ich redete. Ach! und undankbar bin ich nicht. Wenn ich in diesen Augenblicken an ihrer Brust weine, so ist es nicht über mein Unglück, sondern darüber, daß ich es ihnen verbergen muß — —

In eben diesem Augenblick erschien Donauweil, der durch den Lerm herzugezogen war. — Aber woher nehme ich Worte, um den Auftritt zu beschreiben, den seine plötzliche Erscheinung veranlaßte? Sein erster Blick auf die Unbekannte warf ihn in Ohnmacht: Was sehe ich? Albertine? rief er mit der Miene des Entsetzens, indem er zu Boden sank. Sophie, welche durch diesen Ausruf plötzlich das ganze Geheimniß durchsah, stand stumm und beweglos da, während Al-

bertine (denn sie war es selbst) zu Donauweils Füssen stürzte, die Hände flehend nach ihm ausstreckte, und in dem Tone der sanftesten Rührung ihm zurief: Verzeihung, Donauweil, Verzeihung! Nicht durch meine Schuld bist du verrathen! Zufall und Gewalthätigkeit haben mich hieher gebracht: ich wuste nicht, wohin man mich führte – O, erwache! Sieh mich an – ich sterbe zu deinen Füssen! –

Der Schmerz erstickte ihre Worte. Alle Umstehende weinten; Donauweil schlug sein mattes Auge auf, und sein starrer Blick fiel wechselsweise von Albertinen auf Sophien. Er weinte nicht; seine Augen blieben trocken; die Zunge versagte ihm ihren Dienst, und sein ganzer Körper zitterte, wie von Fieberfrost erschüttert. Unterdessen nahm Sophie ihre ganze Standhaftigkeit zusammen, um dem herzerschütternden Auftritt nicht zu erliegen. Sie befahl den Umstehenden, sich zu entfernen. Alles gieng, aber der junge Herr blieb. Sophie, (nein, solch ein heldenmüthiges Weib gab es nie!) Sophie fragte jetzt nicht nach Aufklärung; sie schien sich mit der Sorgfalt, ihren Gemahl und Albertinen zu sich selbst zu bringen, einzig und allein zu beschäf-

tigen. Nur zweier Worte bedurft' es, um Ihrem Freunde, Donauweil, den Entführer Albertinens kenntbar zu machen, der über seine Aufführung tief beschämt schien, und kein Wort zu seiner Rechtfertigung aufbringeu konnte. Auch Sie, Herr Graf, kennen ihn wohl schon, ehe ich ihn nenne. Ja, der Entführer war Ihr eigner Neffe. Donauweil stand nicht einen Augenblick an, Albertinens Unschuld anzuerkennen, weil Sie Selbst ihm von Ihrem Umgange mit ihr geschrieben hatten. Aber kaum war er fähig, einige abgerissene Worte hervor zu stammeln. Man führte ihn auf das Schloß. Er bat, daß man ihn allein lassen möchte; aber ein Arzt, der gerufen wurde, entfernte sich nicht von seinem Bette, in welchem er sich, voll der peinlichsten Unruhe, herum warf. Ihr Neffe entfernte sich stillschweigend, und alle übrige, die in diesem Auftritt verwickelt waren, verfügten sich einzeln in andere Zimmer.

Noch an eben dem Tage gab mir Albertine von ihrem Aufenthalte Nachricht. Ich flog zu ihr, und fand alles in der höchsten Verwirrung: Sophien trostlos in ihrem Zimmer verschlossen, den Grafen ohne Bewustseyn seiner selbst, un-

ter den Händen des Arztes, und meine Schwester über den Zustand beyder mehr betrübt, als über ihren eigenen. Sie erzählte mir den ganzen Verlauf und trug mir auf, Ihnen denselben zu schreiben. Sie sehen also, Herr Graf, daß ihre Gegenwart hier unumgänglich nöthig ist. Wenn Sie Donauweils Freund sind, so eilen Sie zu ihm, und stehen ihm mit Ihrem thätigsten Rathe bey. Bis jetzt ist der ganze Vorfall allen, die Augenzeugen desselben waren, ein Geheimniß; und deshalb können die Folgen desselben vielleicht noch auf irgend eine Art vermieden werden, ohne daß sich die Vollstrecker der Gesetze darein mischen. Albertine, die unter uns allen die ruhigste ist, erwartet Sie mit Sehnsucht, weil Sie überzeugt zu seyn glaubt, daß Sie Rath und Hülfe für uns alle mitbringen werden.

Nachschrift. Franz, der Kammerdiener Donauweils, hat die Flucht genommen, da er Albertinen gegen die Uebermacht ihrer Entführer nicht vertheidigen konnte. Man weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

XCVI.

Sieburg an Donauweil.

Sey froh, Donauweil, daß Du mich nicht selbst siehst: daß Du einen Brief von mir erhältst. Käme ich jetzt nach Wien, so müste ich Dich der Gerechtigkeit ausliefern, oder Dich mit eigner Hand umbringen. Ich ringe mit meiner Wuth, ich unterdrücke sie; unterdrücke aber zugleich meine Achtung vor mir selbst. Sey froh, Donauweil, daß ich ein Mensch bin; daß das, was ich sonst Tugend an mir nannte, nur schwache, nur menschliche Tugend ist, die auch bey mir, um ihr selbstwillen, nicht Tugend seyn kann, die auch bey mir von andern Empfindungen und Absichten genähret und geleitet wird! Dein Abfall von der Tugend – o, er beweißt mir, daß auch ich von ihr abfallen könnte, daß ich – gar keine Tugend habe! Denn hätte ich sie: was hinderte mich, sie an Dir zu rächen? Was hinderte mich, Dich die Strafe fühlen zu lassen, die Unmenschlichkeit, Herzenshärte, Bosheit verdienen? – Unmenschlichkeit, Herzenshärte, Bosheit! und woraus entsprangen diese Laster bey Dir? O, aus eben der Liebe, die jetzt mit meinem

nem Gerechtigkeitsgefühle kämpft, und die Oberhand über dasselbe behalten wird! – Gott, was bin ich! was für ein gemeiner Mensch bin ich! Welch ein Thor war ich, mich für besser zu halten, als die, welche um mich und mit mir leben! Donauweil, Du bist entschuldigt in meinen Augen; aber schäme Dich, daß Du vor mir entschuldigt bist, wie ich mich vor mir schäme, daß ich Dich entschuldigen konnte.

Der Mensch in Rom, mit dem ich nie Händel zu bekommen glaubte, ist jetzt, nächst Albertinen, der unumschränkteste Herr über mein Glück, das ich sonst nur in mir selbst zu finden gewohnt war, und auf immer finden zu können glaubte. Aber ich sehe auch jetzt wohl, was ich schon öfter gesehen habe: der erste Schritt unter die Menschen raubt uns unsere Freiheit, und beugt uns unter ihr Joch. Wer ein Bär seyn, und nie aus seiner Höhle kommen will, ist frey, kann durch sich selbst glücklich, kann sogar tugendhaft im höhern Sinne des Wortes seyn, weil er nicht lasterhaft werden kann; aber ganz anders ist es mit dem, der in der Welt lebt, in welchem der unverdringliche Trieb, der Menschen zu Menschen führt, noch lebt und wirkt: er kann sich ihnen nicht nähern, ohne Mensch, das heißt, ohne schwach

zu seyn. Ein Riese ist unter Zwergen schlecht empfohlen!

So schwatze ich, so drehe und winde ich mich, um nicht geradezu zu sagen, daß ich ein ganz gewöhnlicher Mensch bin; um mir nicht selbst zu gestehen, daß ich aus Deiner Unmenschlichkeit, Herzenshärte und Bosheit – Vortheil zu ziehen denke: daß ich Dir verzeihen muß, weil Du fehlen mußtest, damit ich glücklich werden könnte. Aber fort, falsche Schaam, kleinliche Eigenliebe! Ihr setzt mich unter den Augen eines Menschen in Verlegenheit, der selbst seine Augen nicht gegen mich aufschlagen kann.

Genug, und auf immer genug davon. Weiter: Wenn ich dem Menschen in Rom unterthänig bin, so ist er wiederum meinem Gelde unterthänig. Er soll Dich und Albertinen scheiden, damit ich mich mit Albertinen vermählen kann. Ihr Herz sey so vortreflich, so ausserordentlich großmüthig es wolle: es ist ein menschliches Herz. Sie wird es Dir nie ernstlich verzeihen, daß Du sie verstiessest, daß Du sie, während Du eine Andere bis zur Raserey liebtest, verachten, und so grausam drücken konntest. Dies wird ewig eine Saite in ihrer Seele bleiben, die sie mit Un-

muth

muth gegen Dich erfüllen wird, so oft sie durch irgend einen Zufall anspricht; und wenn sie wieder Deine Frau werden sollte, so würden sich täglich hundert Umstände finden, die ihren innern Unwillen auf Dich rege machen müßten. Dies ist nicht der Fall, wenn sie meine Frau wird. Sie wird Donauweil, dem Freunde ihres Mannes, leichter verzeihen, als Donauweil, ihrem Gemahl. Aus diesem Grunde hoffe ich, ihre Hand für mich zu erhalten; und will sie auch nicht die Meinige werden; so reise ich doch nach Rom und lasse sie, wider ihren Willen, von Dir scheiden. Meiner Freundschaft für sie (wenn sie meine Liebe ausschlägt) und meinem Gelde soll nichts zu schwer seyn. Ich wollte es durch letzteres wohl so weit bringen, daß Einer, wider seinen Willen, geköpft, oder gehenkt würde, durch die Hand der Gerechtigkeit selbst geköpft oder gehenkt würde: Der Mensch mit der dreyfachen Krone hat Augen, um meine Dukaten zu sehen; er wird sich ihnen noch leichter fügen, als die Gerechtigkeit, die sie nicht sehen kann, und doch ihre Sclavin werden müßte.

Ich fühle, daß ich ungerecht gegen die Menschheit bin; aber mein Haß wird nicht lange dauren. Bin ich nur erst wieder mit mir selbst ausgesöhnt

söhnt, so bin ichs auch wieder mit ihr. Sie darf mir dies nicht verargen, da ich unter ihren Gliedern gegen Einen Sieburg zehn Schurken gefunden habe: ich kann sie also, ohne ungerecht zu seyn, eben so verächtlich behandeln, als mich selbst. Wenn ich nur den wackern Salbach sehen sollte! Sein Anblick würde mir wieder Vertrauen und Stolz auf mich selbst einflössen.

O, Donauweil, ich sehne mich nach Aussöhnung mit mir selbst: ich kann nicht glücklich seyn ohne Achtung für mich selbst! War ich nicht zu strenge gegen mich? Wer drang mich, mehr von mir zu erwarten, als ich leisten konnte? Donauweil, die Thränen rinnen mir aufs Papier: ich glaube, in diesen Augenblicken ist die Aussöhnung geschlossen! Donauweil, mein Freund, hier ist meine Hand! wir sind ausgesöhnt; aber denke daran, daß Du Dich jetzt nur mit einem Menschen aussöhntest: es ist noch ein Höherer da, dessen Verzeihung Du bedarfst. Auch diese wirst Du erhalten, wenn Du nie wieder in den Fall kömmst, ihn darum bitten zu müssen.

In wenig Tagen bin ich bey Dir. Ueber Albertinen wird meine Liebe und ihr Verstand alles erhalten. Ich werde wieder glücklich werden: aber ich will nie glücklicher seyn, als ein Mensch es werden kann; ich will von meiner künftigen Gemahlin nicht mehr verlangen, als sie geben kann, auch von Dir nicht, von Sophien nicht, von mir selbst nicht. So werden wir, wechselsweise duldsam und geduldet, ein neues Leben beginnen, das so lange ruhig und heiter dahin fliessen wird, bis der Tod auf unsere Seite tritt, und den letzten und strengsten Beweis führt, daß wir – Menschen waren.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulz, Friedrich,

Der Wittwer zweyer Frauen nach Imbert

Berlin 1788

Coburg, Landesbibliothek -- D II 8/56
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940502-2